

2 Begriffliche Gegenstandsbestimmung

Die Studie folgt insgesamt einer eher entdeckenden Forschungslogik. Trotzdem müssen zu Beginn einige Vorannahmen und begriffliche Festlegungen getroffen werden.²⁷ Die folgenden Überlegungen dienen der Gegenstandskonstitution. Auf begrifflicher Ebene wird gefasst, was der Gegenstand der Studie ist und welche begrifflichen Komponenten potentiell geeignet sind, die empirische Untersuchung zu strukturieren. Dies bedeutet, dass weder eine Theorie entworfen, noch ein gegenwartsdiagnostischer Erklärungsansatz konstruiert oder übernommen wird. Die Grenzen zwischen Begriffsbildung und Theoretisierung sind manchmal unscharf, deswegen wird es nicht immer möglich sein, theoretische Erwägungen bei der folgenden Gegenstandskonstitution vollständig auszuklammern. Um den methodischen Zugang des Vorhabens näher bestimmen und der empirischen Vorgehensweise eine – wenn auch nicht bindende, sondern potentielle – Richtung geben zu können, ist es sinnvoll und notwendig, einige Einschränkungen und Festlegungen dahingehend zu treffen, was überhaupt untersucht werden soll.

Die formulierte Fragestellung erfordert zunächst festzulegen, was (2.1) „Identifikation“ hier meinen soll. Es wird zudem vorausgesetzt, dass die Stadt Hagen (2.2) als Raum verstanden wird und dass (2.3) dessen Kultur bzw. die kulturellen Elemente desselben im Fokus der Aufmerksamkeit stehen. Dass das Folgende auf die Konkretisierung von Begriffen und nicht auf die Theoretisierung zielt, bringt es mit sich, dass die Ausführungen zur Begriffsbestimmung für sich genommen noch eher aufzählenden Charakter haben. Im Anschluss an die Begriffsbestimmungen werden noch einige Zusammenhänge zwischen den Begriffen eingeführt, die über die reine Feststellung der Begrifflichkeiten hinausgehen. Im Zuge dessen werden Folgerungen getroffen, die sich aus der Begriffssarbeit selbst sowie aus einigen vorliegenden grundlegenden Arbeiten ergeben (2.4).

²⁷ Die Problematik des Stellenwertes von Vorannahmen im Prozess qualitativer Sozialforschung ist bereits seit längerem und vielfach diskutiert worden. Dass der Sozialforscher völlig voraussetzungslos an das Feld herangehen kann, wird zumeist nicht mehr behauptet. Vgl. hierzu aktuell z.B. Meinefeld (2005), der diesbezüglich eine weniger strikte Haltung vertritt, als dies Strauss; Corbin (1996) tun. Der Unterschied besteht darin, dass Meinefeld das Setzen von Vorannahmen nicht prinzipiell ausschließt, sondern kontextbedingt für sinnvoll erachtet.

2.1 Identifikation

Zur Gegenstandsbestimmung ist es in erster Linie notwendig zu explizieren, was hier als Identifikation verstanden wird. Dies setzt voraus zu bestimmen, was „Identität“ ist, da Identifikation ein Teil von Identität, genauer der Prozess ist, aus dem dann Identität resultiert.

Angenommen wird hierbei, dass Identität zu haben und eine solche auszubilden (= Identifikation) eine grundlegende Konstante des aktuellen Menschseins ist. Ob es sich dabei um eine anthropologische Grundkonstante handelt²⁸, oder ob sich dies nach Form oder Inhalt im Laufe der menschlichen Evolution gewandelt hat, mag eine lohnenswerte und spannende Frage sein, die aber an dieser Stelle nicht weiter zu erörtern ist. Gegenwärtig und im Rahmen der vorliegenden Untersuchung werden das Bedürfnis nach Identität und die Notwendigkeit einer gelungenen Bildung derselben vorausgesetzt.

„Identität“ ist ein vielfach und vielfältig gebrauchter Begriff, der – abhängig von der Wissenschaftsdisziplin, der innerdisziplinären Schwerpunktsetzung der jeweiligen Studien und der zu bearbeitenden Problemstellung – mit voneinander abweichenden Inhalten gefüllt wird. Dem entsprechend lässt sich das begriffliche Feld auch entlang einer Vielzahl unterschiedlichster Trennlinien unterteilen.²⁹ Die Heterogenität der sich um den Begriff rankenden Überlegungen im Einzelnen zu erörtern, ist hier aber weder zielführend noch notwendig.³⁰ Es werden deswegen im Folgenden diejenigen in der wissenschaftlichen Diskussion kursierenden Aspekte herausgegriffen, die für die vorliegenden Zwecke nützlich sind, um zu klären, was „Identität“ im Allgemeinen und im (hier vertretenen) soziologischen Sinne meint und inwiefern Kopplungen an die Begriffe „Raum“ und „Kultur“ möglich sind. Im Zuge dessen werden dann einige, dem gegebenen Kontext entsprechend zielführende Differenzierungen vorgestellt. Die folgende Begriffsarbeit erhebt folglich auch keinen Vollständigkeitsanspruch. Angesichts

²⁸ So stellt z.B. Ashild Lappegard Hauge (2007), S. 4, fest: „One of the most notable things about human beings that distinguish us from other species is our self-awareness and ability to self-reflect.“

²⁹ Vgl. zu der intuitiv plausibel erscheinenden These, dass der Begriff bedeutungsmäßig heterogen und inflationär gebraucht wird Goldstraß (2008).

³⁰ Verwiesen sei auf die folgenden Überblicksdarstellungen: Eingebettet in eine allgemeine „Diagnose des Individuums in der Moderne“ (S. 15) gibt Abels (2010) unter umfassender Berücksichtigung einer Vielzahl soziologischer Identitätstheorien Antwort auf die Frage: „Was ist Identität?“ (S. 16). Bernadette Müller (2011) zeichnet fächerübergreifend die historischen Entwicklungslinien des Identitätsbegriffs nach (S. 19-72). Sylvia Goldstraß (2008) untersucht auf Grundlage einer immensen Anzahl lexikalischer Quellen die divergierenden Bedeutungsgehalte der Kategorie „Identität“ in verschiedenen Disziplinen (Erziehungswissenschaft, Psychologie, Soziologie) und allgemeinbildenden Lexika sowie in verschiedenen Sprachräumen (deutschsprachig, anglophon und frankophon).

der kaum zu überblickenden Fülle an zur Verfügung stehenden Definitionen, Diskussionen und Theorien ist eine pragmatisch orientierte Begriffsbildung einer am Kriterium bzw. am Ideal der Vollständigkeit ausgerichteten Vorgehensweise vorzuziehen. Entworfen bzw. übernommen wird an dieser Stelle keine Identifikationstheorie, sondern es werden im Hinblick auf die Forschungsfrage und die empirische Arbeit die für als wesentlich erachteten Bestandteile des Begriffs bestimmt.

„Identität“ bezeichnet im allgemeinen und vom konkreten Gegenstand noch ganz unabhängigen Sinne die „Selbigkeit“ oder das Gleichbleibende von etwas (eines Dinges, einer Person, eines Satzes usw.) mit sich selbst oder etwas anderem.“³¹ Dies impliziert, dass, um die Identität von etwas bezeichnen zu können, es eines Vergleichsgegenstandes bedarf. Identität – von was auch immer – wird demnach erst durch Differenz möglich. Der hieraus folgende, notwendigerweise anzustellende Vergleich kann auf zweierlei Arten erfolgen. Zum einen, indem der gleiche Gegenstand zu verschiedenen Zeitpunkten betrachtet wird und zum anderen, indem ein Gegenstand im Vergleich zu einem anderen betrachtet wird.³² Identität benötigt also immer ein 'So-Wie' oder ein 'Anders-Als'. Hagen ist in diesem Sinne anders als – oder genauso wie – vor 20 Jahren und anders als – oder ähnlich wie – beispielsweise Bochum.

Mit der Formulierung „gleich-bleibend“ wird der Aspekt der Kontinuität angesprochen, der für Identität wesentlich ist. Zwar herrscht in der fachwissenschaftlichen Diskussion Einigkeit darüber, dass die Identität der Menschen in der Gegenwartsgesellschaft aufgrund der beschleunigten und grundsätzlich dynamischen Prinzipien derselben wandelbar sein müsse, jedoch kann sie nicht beliebig sein. Der auf den ersten Blick aufscheinende Gegensatz von Kontinuität (als konstitutivem Wesensmerkmal von Identität) und ständiger Wandlung (als – zumindest in seiner gestiegenen Intensität – Kennzeichen der Gegenwartsgesellschaft) lässt sich insofern auflösen, als dass der Kontinuitätsaspekt der Identität nicht meint, dass diese unabänderlich feststehen müsse. Vielmehr kann und muss Wandel stattfinden. Gleichsam muss aber immer Anschlussfähigkeit an Vorheriges und an potentiell Zukünftiges gewährleistet werden. Deswegen wird auch

³¹ Hörnig; Klima (2011), S. 292.

³² Vgl. zur Frage nach den Möglichkeiten der Feststellung von Selbigkeit (von etwas mit sich selbst) und Ähnlichkeit (verschiedener Gegenstände) in allgemeiner, philosophischer Hinsicht Heider (1999), 108: „Vergleichen kann man nur Verschiedenes, soll das Verschiedene dennoch identisch sein, so bietet es sich an, von verschiedenen Zuständen Desselben zu sprechen, denn an einer Sache kann ich nur verschiedene Zustände [oder „Gestaltungen“, ebd. S. 109] vergleichen und unterscheiden.“

zumeist davon ausgegangen, dass mit Identität von der Gegenwart aus Vergangenes integriert und Zukünftiges antizipiert werden muss.

Vorausgesetzt, dass Soziologie sich mit der Beobachtung von Regelmäßigkeiten sozialer Wechselwirkungen und der Feststellung der sich hieraus ergebenden Formen befasst und weiter davon ausgehend, dass diese Wechselwirkungen von menschlichen Akteuren vollzogen werden und oftmals spezifisch motiviert sind, lässt sich der Kontinuitätsaspekt der Identität über das, was im Folgenden als Metamotiv bezeichnet wird, spezifizieren. Diese Metamotive gehen direkt in den von Gerhard Schulze eingeführten Begriffen der „normalen existentiellen Problemdefinition“ und der „primären Perspektive“ auf. Zwar führt Schulze diese nicht im Hinblick auf die Identitätsarbeit ein, jedoch wird deutlich, dass er hiermit genau den (zeitlichen und situationsübergreifenden) Kontinuitätsaspekt meint, der auch hier zum Tragen kommen soll:

„Was mit [dem Begriff der normalen existentiellen Problemdefinition] gemeint ist, tritt erst hervor, wenn man sich die Gesamtheit des Handelns, Denkens und Fühlens eines Menschen über einen längeren Zeitraum hinweg vergegenwärtigt. Implizit enthalten die vielen situations-spezifischen Orientierungen, mit denen wir täglich unserer Arbeit nachgehen, konsumieren, Kontakte pflegen usw., eine übergreifende Auffassung darüber, wozu wir überhaupt leben. Die zahllosen aneinandergereihten und sich überlagernden Einzelaktivitäten des Alltags stehen in einem kaum bewußten [...] Zusammenhang mit der persönlichen Grundeinstellung [...]. [Der Begriff der normalen existentiellen Problemdefinition] bezeichnet die übergeordnete subjektive Sinnggebung des Handelnden, die sich wie ein roter Faden durch das Leben zieht.“³³

„Die primäre Perspektive [die selbst eine Konkretisierung der normalen existentiellen Problemdefinition ist.] konkretisiert die Vorstellungen des Gegebenen in so prägnanter und einfacher Weise, daß sie auf immer neue Situationen übertragen werden kann. Als Kurzformel ist sie dazu geeignet, den Strom der Erfahrungen zu bändigen und das Neue in das Alte zu integrieren.“³⁴

Schulze hat im Rahmen seiner Arbeit zur Erlebnisgesellschaft fünf leitende Problemdefinitionen und die diesen entsprechenden Perspektiven benannt, die der folgenden Tabelle zu entnehmen sind.

³³ Schulze (1992), S. 232.

³⁴ Ebd. S. 236.

Tabelle 1: Metamotive in Anlehnung an Gerhard Schulze

normale existentielle Problemdefinition	primäre Perspektive
Streben nach Rang	Hierarchie
Streben nach Konformität	soziale Erwartungen
Streben nach Geborgenheit	Bedrohung
Streben nach Selbstverwirklichung	innerer Kern
Streben nach Stimulation	Bedürfnisse

Die Metamotive sind als grundlegende, relativ konstante und deswegen kontinuierliche Programme sozialen Wechselwirkens und somit als konkretisierte Übertragungen des abstrakteren Kontinuitätsaspektes von Identität auf das Feld menschlichen Wechselwirkens zu verstehen. Es handelt sich hierbei um Bündelungen, d.h., dass sie in Kombination miteinander auftreten. Im Prinzip lässt sich jeder Mensch in einem durch die Metamotive aufgespannten fünf-dimensionalen Raum verorten. Die Positionen in diesem Raum sind in den Begriffen von Nähe und Distanz und nicht des Entweder-Oder zu beschreiben.

Zudem wird deutlich, dass sich die angesprochene kontinuierliche Selbstigkeit auf verschiedene Gegenstände beziehen kann, und zwar auf (1.) Menschen, auf (2.) Gruppen von Menschen oder auf (3.) Dinge jeglicher Art. Diese Dinge können materiell-physischer Natur sein, ebenso kann es sich hierbei aber auch um gedankliche Konstrukte oder soziale Phänomene handeln (z.B. mathematische Funktionen, Städte oder soziale Räume).

Insofern die Identität von Menschengruppen ins Auge gefasst wird, handelt es sich um eine kollektive Identität insofern, als dann die Selbstigkeit der betreffenden Gruppe gemeint ist. Bei diesen Gruppen kann es sich ebenso um nach Geschlecht oder Beruf zu differenzierende Gruppen handeln, wie um die Bewohner eines Landes, einer Region oder einer Stadt. Zwischen kollektiver Identität und sozialer Identität besteht weniger ein genereller, als vielmehr ein gradueller Unterschied. Dieser liegt in der jeweiligen Perspektive begründet. In beiden Fällen geht es darum, dass das Individuum ein Bewusstsein oder ein Gefühl dafür hat, Teil einer Gruppe zu sein. Der Unterschied kann darin gesehen werden, dass in Fragen nach der kollektiven Identität die Gruppe – und nicht der Einzelne – im Zentrum des Interesses steht³⁵, in Fragen nach der sozialen Identi-

³⁵ Vgl. Burke; Stets (2005), S. 9: „[...] there are multiple views of identity within sociology. Some have a cultural or collective view of identity in which the concept represents the ideas, beliefs, and practices of a group or collective.“

tät hingegen der Mensch als Teil einer übergeordneten Gruppe in Betracht kommt.

Die vorerst allgemeine Feststellung, dass mit Identität die im zeitlichen Verlauf kontinuierliche Selbigkeit von etwas gemeint ist, führt weiter zu der Frage danach, wie diese festgestellt werden kann. Für den Fall, dass mit Identität nicht die kontinuierliche Selbigkeit von Dingen oder von Menschengruppen gemeint ist, sondern diejenige von in sozialem Kontext agierenden Menschen, so kann diese in einer sozialen Wirklichkeit, die durch Kommunikation konstituiert wird – hierauf weist beispielsweise Hillmann in seinem Wörterbuch der Soziologie hin – schlicht durch Benennung festgestellt werden: „Im Rahmen der menschlichen Lebenswelt ist [...] für die Identität wesentlich, dass in einem Sprachraum eine bestimmte Gegebenheit mit einer verbalen Bezeichnung verknüpft ist und mit einer solchen weitgehend gleichgesetzt wird.“³⁶ Dass allerdings „Identität“ auf die sie erst ermöglichende Bezeichnung reduziert wird, mag zuweilen innerhalb alltagsweltlicher Kommunikation zutreffen. Für eine soziologische Auseinandersetzung ist dies aber nicht hinreichend, da ansonsten jegliche Frage nach Identität mit der entsprechenden Bezeichnung ihr Ende fände.

Demnach braucht es über die bloße Bezeichnung hinaus zur Bestimmung der Selbigkeit weiterer Merkmale. Diese Merkmale lassen sich danach unterscheiden, ob es sich um personenbezogene oder gruppenbezogene Merkmale handelt. In jedem Fall müssen aber in irgendeiner Form Bezüge zum bereits angesprochenen aufeinander bezogenen, vom konkreten Individuum unabhängigen und regelmäßigen Tun bestehen. Angesprochen ist mit der Frage nach den Erkennungs- und Unterscheidungsmerkmalen der – in verschiedenen Ausprägungen – oftmals bemühte Zweiklang von personaler und sozialer Identität.

Insofern die Identität stiftenden und Identifikation ermöglichenden Merkmale personenbezogene Eigenschaften sozialer Akteure, die Biographie der betreffenden Person (die Summe der Erlebnisse) und körperbezogene Identitätsanhänger (wie Narben, Muttermale oder Fingerabdrücke) sind, bezieht sich die Unterscheidung auf den personalen Anteil der Identität.³⁷ Die personale Identität ist insofern und aufgrund ihres konstitutiven Bezugs zum konkreten Individuum ein wesentlicher Bestandteil dessen, was als Individualität einer Person verstanden werden kann.

Zur Individualität hinzu kommt das, was im Anschluss an Georg Simmel als quantitative Individualität bezeichnet werden kann:

„Die Gruppen, zu denen der Einzelne gehört, bilden gleichsam ein Koordinatensystem, derart, daß jede neu hinzukommende ihn genauer und unzweideutiger bestimmt. Die Zugehörigkeit zu

³⁶ Hillmann (2007), S. 355.

³⁷ Vgl. Goffman (1975), S. 67 ff., insbesondere S. 74.

je einer derselben läßt der Individualität noch einen weiten Spielraum; aber je mehr es werden, desto unwahrscheinlicher ist es, daß noch andere Personen die gleiche Gruppenkombination aufweisen werden, daß diese vielen Kreise sich noch einmal in *einem* Punkte schneiden.“³⁸

Jeder Mensch kann in diesem Sinne als Schnittpunkt verschiedener sozialer Kreise gesehen werden. Ein sozialer Kreis mag der Beruf mit den damit einhergehenden Verbindungen zu Kollegen, Vorgesetzten, Untergebenen usw. sein, ein anderer die Familie mit den entsprechenden verschiedenen Verwandtschaftsbeziehungen. Je größer die Anzahl dieser sozialen Kreise und je weniger diese konzentrisch sind – je weniger also die Stellung im einen Kreis diejenige in einem anderen bedingt oder sogar determiniert – desto eher läßt sich die betreffende Person als Individuum identifizieren.

Mit der Zugehörigkeit von Menschen zu übergeordneten Gruppen oder Kreisen ist auch eine weitere Differenzierung des Identitätsbegriffes angesprochen. Insofern Personen nicht als solche, sondern als Vertreter einer übergeordneten Gruppe adressiert werden (z.B. als Beamte, als Fußballer, als Hagener oder als Unternehmer), handelt es sich um den sozialen Teil der Identität der betreffenden Person. Dieser wird zumeist unter dem Begriff der Rolle gefasst. Menschen sehen sich demnach Erwartungen gegenüber gestellt, die von bestimmten Bezugsgruppen gestellt werden und die es zu erfüllen gilt.³⁹ Das Ergebnis des Übernehmens der Rollen, des Erkennens und Erfüllens der Erwartungen bezeichnet in dieser Hinsicht dann das, was als soziale Identität aufgefasst wird. Letzteres schließt auch mit ein, dass nicht alle Erwartungen gleichermaßen erfüllt werden und infolge dessen Rollenkonflikte entstehen können.

Die Gesamtidentität eines sozialen Akteurs setzt sich demnach aus vielen, insbesondere aus einem personenbezogenen Teil und mehreren gruppenbezogenen, sozialen Teilen gleichzeitig und in deren Interdependenz zusammen. Terminologisch gefasst wird diese Qualität von Identität in dem Begriff der multiplen Identität, der eben diese Vielschichtigkeit der interdependenten Teile bezeichnen soll.⁴⁰ Die verschiedenen Bestandteile stehen zum einen vermutlich in einem hierarchischen Verhältnis zueinander und sind zum anderen nicht immer in gleicher Weise, sondern situationsbedingt relevant.

Die verschiedenen Bestandteile der Gesamtidentität müssen weiter in Balance zueinander gebracht werden, was im Hinblick auf den Zusammenhang von Individuum und Gesellschaft von Bedeutung ist. In Bezug auf die verschiedenen

³⁸ Simmel (1992b [1908]), S. 466.

³⁹ Vgl. Dahrendorf (2006).

⁴⁰ Vgl. Burke; Stets (2005). Allerdings ist darauf hinzuweisen, dass dort zunächst von einem multiplen „Self“ die Rede ist, das sich aus mehreren Identitäten zusammensetzt (S. 1), und dann von einer „multiple role identity“ (S. 14), also, abweichend vom hier vertretenen Standpunkt, exklusive dessen, was hier als personale Identität vorgeschlagen wurde.

(individuellen) Ansprüche und (sozialen) Erwartungen, die zum Teil auch miteinander konkurrieren können, führt dies Lothar Krappmann beispielsweise dazu, im Rahmen seiner Herleitung der soziologischen Dimensionen von Identität insgesamt von einer „balancierenden Identität“ zu sprechen.⁴¹ Bei diesem Balance-Akt handelt es sich um ein Motiv,

- das ein elementarer Bestandteil der für die soziologische Auseinandersetzung mit Identität grundlegenden Arbeit von George Herbert Mead ist, wenn er Identität, also in diesem Fall das „Self“, als Summe zweier – von Person zu Person in unterschiedlichen Gewichtungen auftretenden – „Phasen der Identität“ („I“ und „Me“) bestimmt⁴²,
- das weiter in der vergleichbar grundlegenden Studie von Erving Goffman konstatiert wird, wenn er auf die gleichzeitig verfolgten Strategien von Besonderung und Normalitätsanspruch hinweist (und damit auf das Wechselspiel von personaler und sozialer Identität)
- und das letztlich auch der Definition von Heinz Abels zugrunde liegt, wenn dieser – unter anderem auf den Vorgenannten aufbauenden – Identität bestimmt als „das Bewusstsein [...] in der Auseinandersetzung mit anderen eine Balance zwischen individuellen Ansprüchen und sozialen Erwartungen gefunden zu haben.“⁴³

Identität wird hier nicht allein als ein inner-individueller Bewusstseinsakt verstanden. Dies lässt sich plausibilisieren, wenn der Begriff als kommunikativer Konstruktionsprozess rekonstruiert wird. Dann wird deutlich, dass Definitionen, die ausschließlich auf die Bewusstseinsebene des (sich) selbst konstruierenden Individuums abstellen, erweitert werden können. Wenn Kommunikation Niklas Luhmann folgend „als Einheit aus Information, Mitteilung und Verstehen“⁴⁴ bestimmt wird, dann ist es sinnvollerweise möglich, einen entsprechenden Identitätsbegriff hierauf aufzubauen. Dass Identität ein (Sich-) Bewusst-Sein ist, bezieht sich dann auf den angesprochenen ersten Teil der Drei-Einheit von Kommunikation: die Information. Diese muss aber unbedingt und darüber hinausgehend auch vermittelt, also mitgeteilt werden – ansonsten könnte Identität soziologisch im Übrigen gar nicht erfasst werden.⁴⁵ Vor allem Goffman hat sich in zwei seiner Arbeiten mit diesem Aspekt auseinandergesetzt. Dies spiegelt sich

⁴¹ Krappmann (1969).

⁴² Mead (1973 [1934]), S. 221 und S. 244.

⁴³ Abels (2010), S. 258.

⁴⁴ Luhmann (1984), S. 203. Genauer ist dort die Rede von einer Einheit dreier Selektionen. Dieser für die Luhmannsche Systemtheorie bedeutsame Bezug auf die Selektionen ist allerdings hier nicht von Belang.

⁴⁵ Vgl. Balog (2006), S. 30 ff.

nicht zuletzt im Originaltitel seines Werks „The Presentation of Self in Everyday Life“⁴⁶ wider. Im alltagsweltlichen sozialen Miteinander und zum soziologischen Verständnis reicht es nicht aus, Identität zu haben oder zu entwickeln, sondern diese – verstanden als Informationsangebot – muss auch mitgeteilt, also: präsentiert werden. Auch in seiner Abhandlung über den Umgang mit beschädigter Identität geht es Goffman darum zu zeigen, wie Stigmatisierte in Auseinandersetzung mit ihrem direkten Interaktionsumfeld die Tatsache der Stigmatisierung bewältigen und nicht allein darum, welche inner-individuellen Prozesse in diesem Zusammenhang ablaufen mögen. In anderer Formulierung wird dieser Aspekt zum Teil auch unter dem Stichwort der Wirksamkeit von Identität als wesentlichem Kriterium thematisiert. Funktionieren kann schließlich das Gesamtkonstrukt nur dann, wenn der präsentierte Identitätsvorschlag auch akzeptiert oder zumindest nicht abgelehnt, in jedem Fall aber von einem (gedanklich oder physisch präsenten) Alter gespiegelt wird. Die Akzeptanz, das Nicht-Ablehnen, die Spiegelung kann im Hinblick auf den Kommunikationsbegriff als Erweiterung des Verstehens gelesen werden.

Dies zusammen genommen folgt hieraus, dass, wenn (1.) Kommunikation als Einheit aus Information, Mitteilung und Verstehen und (2.) Identität als kommunikativer Konstruktionsprozess aufgefasst wird, Identität in dieser Hinsicht eine Einheit aus (Selbst-) Bewusstsein, Präsentation und Spiegelung ist.

Schließlich ist Identität immer das Ergebnis von Identifikationsprozessen. Das bedeutet, dass Menschen sich notwendigerweise mit Gegenständen identifizieren, um ihre Identität aufzubauen. D.h., dass sie – zumeist mehr, möglicherweise aber auch weniger emotional und in den meisten Fällen positiv gerichtet – auf bestimmte Ausschnitte aus der sozialen Wirklichkeit Bezug nehmen, sich diese zu eigen machen, eine Beziehung zwischen dem jeweiligen Gegenstand und sich selbst herstellen und sich – wiederum mal mehr, mal weniger – mit dem Bezugsobjekt gleichsetzen. Identifikation ist insofern also ein gradueller und inklusiver Begriff des Mehr-oder-Weniger und kein ausschließlicher Begriff des Entweder-Oder.⁴⁷ Inwiefern die angesprochene Bezugnahme des sich mit einem Objekt identifizierenden Individuums indes zwangsläufig positiv gerichtet sein muss, wie dies beispielsweise Mühler und Opp⁴⁸ postulieren, ist nicht unbedingt eindeutig geklärt. So hat nicht zuletzt die bereits angesprochene Studie von Goffman zum Umgang mit beschädigter Identität gezeigt, dass unter bestimmten

⁴⁶ Goffman (2009).

⁴⁷ Würde Identifikation in eher ausschließlichem Sinne bestimmt und weniger im graduellen Sinne, dann handelte es sich um ein relativ exklusives soziales Phänomen. Die Bedeutung dessen im Hinblick auf die Untersuchung räumlicher Identifikation erhellt weiter aus der folgenden Auseinandersetzung mit dem Forschungsstand, s. Kapitel 3.1.1.

⁴⁸ Vgl. Mühler; Opp (2004), S. 15.

Voraussetzungen auch negativ bewertete Bezugspunkte möglich sind. Diese erfordern dann zwar spezielle Umgangsweisen, können aber im Rahmen des Identifikationsprozesses nicht einfach ausgeschlossen werden und müssen deswegen auch gehandhabt werden. Diesbezüglich ist allerdings einschränkend anzumerken, dass diese negativ zu wertenden und demnach auch schwieriger zu integrierenden Bezugspunkte der Identifikation solche sind, die nicht oder doch nur unter sehr großem Aufwand verschleiert werden könn(t)en, sodass eine Integration einfacher erscheint, als das Verschleiern. Solche negativ zu wertenden Identifikationspunkte sind beispielsweise körperliche Verletzungen und Behinderungen, aber auch jede sonstige Normabweichung, die vom jeweils akzeptierten Sein-Sollen bezüglich Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft abweicht (z.B. eine kriminelle Vergangenheit). Auch räumliche Identifikationsmerkmale – wie z.B. ein bestimmter Dialekt – können in diesem Sinne als negative Bezugspunkte verstanden werden, ohne dass diese verschleiert werden könnten und deswegen auch ins Gesamtkonstrukt integriert werden müssen.

Um Identität wirksam konstruieren zu können, bedarf es demnach bestimmter Bezugsinstanzen. Dass Identität gemacht wird, bedeutet, dass jemand oder etwas mit oder über etwas anderes identifiziert wird bzw., dass jemand sich mit etwas identifiziert. Auch an dieser Stelle sind die verschiedensten Bezugsgegenstände denkbar. Beispielsweise identifiziert man sich selbst und wird von anderen identifiziert mit bzw. über den Beruf bzw. die Berufsrolle. Ebenso kann man sich aber auch mit anderen sozialen Konstrukten identifizieren (und über diese identifiziert werden), z.B. mit Nationen oder allgemein mit sozialen Räumen. Wichtig ist, festzuhalten, dass Identifikation den Prozess bezeichnet, der zur Identität führt und dass diesem Identifikationsprozess besondere Aufmerksamkeit zu widmen ist.

Die angesprochenen Aspekte dessen, was hier als „Identität und Identifikation“ verstanden werden soll, sind nicht als Überblick über alle möglichen Facetten und Verwendungsweisen zu verstehen, sondern es wurde in dieser Hinsicht eine Vorauswahl dahingehend getroffen, als dass nur diejenigen Bedeutungsgehalte herausgegriffen wurden, die für die vorliegende Untersuchung potentiell relevant sind. Welche der Begriffsbestandteile nicht nur potentiell, sondern auch faktisch relevant sind, ergibt sich aus der empirischen Arbeit und wird im Kapitel 5. detaillierter dokumentiert.

2.2 Raum

Vorliegend wird nicht allgemein das Thema Identität oder Identifikation bearbeitet, sondern speziell das der räumlichen Identifikation (in Hagen). Raum fungiert im Rahmen von Identifikation als Identifikationsobjekt mit dem sich identifiziert werden kann. Wird Hagen als Raum konzeptualisiert, dann ist in einem zweiten Schritt zu klären, was „Raum“ hier meinen soll.

In einer ersten Annäherung lässt sich „Raum“ in zwei Hauptrichtungen unterteilen⁴⁹, die bereits – und trotz Gegenteiliges behauptender Kritik – in Simmels raumsoziologisch wegweisender Pionierarbeit mit bedacht werden.⁵⁰ Zum einen kann Raum als Rahmen fungieren. Dieser Denkrichtung liegt die Logik zugrunde, Raum vorauszusetzen, um dann Regelmäßigkeiten und Formen sozialen Wechselwirkens innerhalb dieses vorausgesetzten Raumes zu untersuchen. Die Grenzen der jeweiligen räumlichen Einheiten – seien dies Nationalstaaten, Städte, Gemeinden oder Stadtteile – werden im Vorfeld von außen (z.B. durch den Forscher) gesetzt und können administratorisch festgelegte Grenzziehungen zum Ausgang nehmen. Dieser Raumbegriff ist der ideengeschichtlich ältere. Inhaltlich jeweils verschieden konnotiert wird dieser – z.B. als „Behälterraum“⁵¹ oder als „absolutistischer Raum“⁵² – für sich allein stehend in der Soziologie zumeist zurückgewiesen. So stellt diesbezüglich Jürgen Friedrichs fest: „Für die soziologischen Analysen ist [...] nicht allein der Raum mit seinen physischen Eigenschaften bedeutsam, sondern dessen soziale Bewertung“⁵³, wenngleich allerdings Markus Schroer relativierend und vor allem im Hinblick auf politische Räume auf die besondere Attraktivität und Nützlichkeit eines solchen Raumbegriffes hinweist.⁵⁴

Über diesen älteren Raumbegriff hinaus hat sich in der soziologischen Diskussion ein umfassenderes, gewissermaßen ein 'soziologischeres'⁵⁵ Raumver-

⁴⁹ Vgl. z.B. Herrmann (2010b), S. 9-18.

⁵⁰ Obwohl verschiedentlich als Vertreter einer (ausschließlichen) Auffassung von Raum als Behälterraum kritisiert, hat bereits Georg Simmel (1992a [1908]), dem das Verdienst zukommt, den Raum als soziologische Kategorie eingeführt und fruchtbar gemacht zu haben, Raum auch als soziale Konstruktionsleistung, als Wirkendes und Bewirktes zugleich, bestimmt. Vgl. hierzu und zur Kritik der Kritik an Simmel Glauser (2006).

⁵¹ Läßle (1991).

⁵² Löw (2001), S. 24 ff. und S. 130.

⁵³ Friedrichs (2011), S. 35.

⁵⁴ Vgl. Schroer (2006), S. 12, S. 174 f. und S. 178 f. Die angesprochene Attraktivität liegt demnach in der Eindeutigkeit begründet, die eine einfachere Handhabung ermögliche. Diesbezüglich und ebenso kritisch hierzu auch Berger (2009), S. 389.

⁵⁵ „Soziologischer“ deshalb, weil einige soziologische Grundannahmen im Rahmen des neueren Raumverständnisses eine Ebene weiter nach vorne verlagert werden, indem das vormalige Vorausgesetzte selbst als soziologisch zu untersuchender Gegenstand rekonstruiert wird.

ständnis etabliert, im Rahmen dessen auch die soziale Konstruktion des Raumes, (durch) die Wahrnehmung und das Erleben desselben in Betracht kommt. Gefragt wird dieser Ausrichtung folgend nicht mehr nur, was innerhalb eines Raumes passiert (wobei Raum als rahmende Kontextvariable vorausgesetzt wird, wie in den älteren Modellen), sondern der Raum selbst wird zum Gegenstand und Ziel der Forschung, zur abhängigen, der zu erklärenden Variablen: Wie wird Raum wahrgenommen, was wird als Raum wahrgenommen, wie wird Raum erlebt und konstituiert? Und deswegen: Mit welcher Bedeutung wird der Raum gesehen, wie wird er bewertet? Schließlich – und spätestens an diesem Punkt wird der ältere Raumbegriff dann wieder mit eingeschlossen: Wie wirkt der Raum auf die miteinander handelnden Akteure zurück?⁵⁶ Der Raum ist in dieser Sichtweise nicht allein als Bedingung, sondern auch als Ergebnis zu verstehen, um dann wieder zur Bedingung zu werden usw.

Angesichts der hier behandelten Thematik und der damit verbundenen Fragestellung erscheint es sinnvoll, einen Raumbegriff zugrunde zu legen, der sich an dieser neueren Fassung orientiert, weil er die perspektivische Bedingtheit des Raumes explizit mit berücksichtigt. Der Vorteil in der Verwendung dieses historisch jüngeren Raumbegriffes liegt darin, dass hierüber mehrere verschiedene Raumkonstruktionen – verstanden als gedankliche Konstrukte (s.u.) – an ein und demselben geographischen Fleck gedacht werden können. Das, was Hagen ist – auch in der Fokussierung auf den kulturellen Aspekt – hängt unmittelbar von den verschiedenen Perspektiven des Erlebens, des Wahrnehmens und des Bewertens ab. Hagen, als Raum im Allgemeinen und im Speziellen in seiner kulturellen Dimension, ist eine andere Stadt, abhängig davon, von wem diese Wahrnehmung ausgeht. Auf diese Weise ist es möglich, verschiedene Sichtweisen nicht nur für sich genommen zu berücksichtigen, sondern auch zu integrieren, und gerade die Integration verschiedener, sich eventuell gar widersprechender, trotzdem aber gleichzeitig und parallel zueinander existierender Konstruktionen des (scheinbar) selben Gegenstandes zu einem – soweit möglich – konsistenten Ganzen ist hier von Interesse.⁵⁷

⁵⁶ Vgl. dazu, dass Räume nicht nur bewirkt werden, sondern auch wirken, Ipsen (1997), S. 16 und Löw (2001), S. 224, die dieses Wechselverhältnis unter Rückgriff auf den Strukturbegriff als „(An)Ordnung“ fasst.

⁵⁷ Der benannte Vorteil bezieht sich nicht direkt auf die Möglichkeiten der Identifikation mit dem Raum, sondern auf die Identifikation des Raumes selbst. Beide Identifikationsarten bedingen sich aber gegenseitig. Diese auf Carl F. Graumann (1983) zurückgehende und für die Auseinandersetzung mit Fragen nach räumlicher Identifikation grundlegende Unterscheidung einer Identifikation des Raumes einerseits und einer Identifikation mit dem Raum andererseits wird weiter unten in Kapitel 2.4 näher erläutert.

Die Definition von Raum als etwas Konstruiertem, das durch Wahrnehmung, Bewertung und durch Erleben erzeugt wird, führt dazu, Räume als Erlebnissräume zu verstehen. Trotzdem ist aber auch das ältere Behälterraumkonzept für die vorliegende Studie von Bedeutung, denn es werden ja die Raumkonstruktionen innerhalb des administratorischen Raumes „Hagen“ untersucht.

Im Folgenden werden einige Annahmen und Festlegungen zum Raumbegriff getroffen. Maßgabe ist es hierbei, „Raum“ so präzise wie möglich und so offen wie nötig zu fassen, um ein Mindestmaß an Vorstrukturierung zu gewinnen und gleichzeitig nicht bereits im Vorfeld potentiell bedeutsame Phänomene per Definition auszuschließen. Hierbei geht es um die Bestimmung von Stadt als Raum, also nicht von „Raum“ im Allgemeinen, sondern vor allem von Stadt-Raum im Speziellen.

„Raum“ ist in der Soziologie nicht einheitlich bestimmt – dies auch nicht, insofern nur solche Arbeiten in Betracht kommen, die dem neueren Raumbegriff zuzuordnen sind. Dennoch lassen sich in den unterschiedlichen Ansätzen auch einige Gemeinsamkeiten erkennen. Die Unterschiede der jeweiligen Positionen betreffen oftmals nicht den Begriff für sich genommen, sondern vielmehr die daraus abgeleiteten theoretischen und gegenwartsdiagnostischen Implikationen, Kombinationen und vor allem Schwerpunktsetzungen. Ausgegangen wird aber meist von einem gemeinsamen Vorrat an Basisannahmen. Im Folgenden werden auf begrifflicher Ebene einige Festlegungen getroffen und zum Teil hiermit in Zusammenhang stehende Hypothesen zum Thema „Raum“ referiert.

Zunächst wird Raum beispielsweise nach Martina Löw als „(An)Ordnung“⁵⁸, oder nach Detlev Ipsen z.B. als „Konstellation“⁵⁹ konzipiert. Beiden gemeinsam ist, und das ist an dieser Stelle entscheidend, dass Raum nicht Zustand oder feststehender Rahmen ist, sondern als Prozess aufgefasst wird. Gerade diese Prozesshaftigkeit des Raumes ist es, die den neueren vom älteren Raumbegriff unterscheidet, sie ist das grundlegende Merkmal der neueren Raumbegriffe und -theorien. In diesem Sinne fordert auch Markus Schroer in Bezug auf die raumsoziologische Analyse von Städten ausdrücklich:

„Was wir [...] benötigen, ist die Verbreitung der generellen Einsicht, »daß die Stadt ein Prozess ist, daß Orte Prozesse sind und nicht eine einzige, unveränderliche Identität haben: der Raum stellt nicht eine statische Realität dar, sondern eine Wirklichkeit, die durch Interaktionen, Erfahrungen, Erzählungen, Bilder und Darstellungen verschiedener Gruppen aktiv hervorgerufen und verändert wird.«“⁶⁰

⁵⁸ Löw (2001), S. 224 (im Original kursiv gesetzt), die wenige Zeilen später auch feststellt: „Anordnen ist ein Prozess“.

⁵⁹ Vgl. Ipsen (1997), vor allem S. 6-19.

⁶⁰ Schroer (2006), S. 251, der hier Mike Featherstone zitiert.

Diese Prozesshaftigkeit ist in Anbetracht dessen, dass der hier zu verwendende Raumbegriff ein soziologischer sein soll, nicht unbedingt eine Besonderheit. Die soziale Wirklichkeit selbst, die „Raum“ als soziales Phänomen mit einschließt, wird in all ihren Einzelheiten zumeist – und so auch hier – als Prozess verstanden.⁶¹ Trotzdem ist aber auf diesen Sachverhalt hinzuweisen, da mit den älteren Raumkonzepten, die Raum eben weniger als Prozess, sondern mehr als Statisches auffassen, Sichtweisen vertreten wurden und werden, die dem Prozesscharakter von „Raum“ weniger deutlich Beachtung schenken.

Infolge der Prozesshaftigkeit des Raumes ergibt sich aus dem von Schroer Zitierten dann noch ein weiterer Aspekt. Wenn Raum nicht einfach da ist, sondern gemacht und erlebt wird und wenn dieses Machen und Erleben nicht auf die individuell-psychologische Ebene reduziert bleiben soll, dann folgt hieraus, dass Raum ein gemeinsam erzeugter Gegenstand sein muss. Zudem lässt sich, dieser allgemein-soziologischen (verstanden als: prozessorientierten) Sichtweise entsprechend, angeben, was eigentlich prozessiert wird. Prozessiert wird Bedeutung, und diese Bedeutung des Raumes (insgesamt sowie bezüglich der einzelnen Elemente) wird in sozialer Wechselwirkung (re-) produziert. Raum ist somit das Ergebnis wechselwirksamer Prozesse der Bedeutungskonstruktion.

Die Festlegung, dass an diesem Interaktionsprozess in soziologischer Sicht verschiedene Gruppen beteiligt sind, und eben nicht einzelne Individuen für sich genommen, führt zu einer weiteren zu berücksichtigenden Komponente der Raumanalyse: Die wechselwirksamen Aushandlungsprozesse der Raumkonstruktion lassen sich als Machtkämpfe beschreiben.⁶² Räume werden so besehen nicht nur miteinander gemacht, sondern in gewissem Sinne auch gegeneinander. Sie sind demnach als klassen- bzw. gruppenspezifische Deutungskämpfe zu verstehen und müssen entsprechend auch immer unter Berücksichtigung soziostruktureller Differenzierungen untersucht werden.⁶³ Dieser Punkt ist von Interesse, wenn zu klären ist, ob und inwiefern die verschiedenen Deutungen (z.B. von Seiten der Stadt Hagen einerseits und von Seiten der Bewohner andererseits) miteinander übereinstimmen, korrespondieren, sich widersprechen oder einander ergänzen.

Eine Besonderheit des Raumes im Vergleich zu anderen sozialen Konstrukten liegt darin begründet, dass Räume zwingend, in besonderer Weise und auf vielerlei Arten materiell bezüglich sind. So spricht etwa Dieter Läßle in seinem

⁶¹ So stellt auch Bernhard Schäfers (1988), S. 97, allerdings in einem anderen Zusammenhang, nämlich im Zuge seiner Diskussion des Verhältnisses von „Stadt und Kultur“, fest: „Hier wie bei allen anderen Fragen ist in Kategorien der Wechselseitigkeit, Langfristigkeit und damit des Prozesshaften zu denken.“

⁶² Vgl. Bourdieu (1998) und Löw (2001), S. 227 f.

⁶³ Vgl. Ipsen (2006), S. 34.

grundlegenden Beitrag zur Raumsoziologie von „materiell-physischem Substrat“ und „materiellen Nutzungsstrukturen“⁶⁴, Ipsen von „Dingen“ und „Landschaft“⁶⁵, Löw von „sozialen Gütern“⁶⁶ und Ludger Pries von „Artefakten“ und „flächenräumlicher Ausdehnung“⁶⁷. Während übereinstimmend die Relevanz materiellen Substrates zentral gesetzt wird, weichen die Begrifflichkeiten und damit einhergehend auch die Schwerpunktsetzungen voneinander ab.

Zunächst sind Stadträume flächenräumlich ausgedehnt.⁶⁸ Das bedeutet, dass sie geographisch in etwa lokalisierbar sind. Stadträume selbst sind zwar einerseits immaterielle, gedankliche und soziale Konstrukte, sie lassen sich aber dennoch auch 'handfest' geographisch einordnen. So gehen Städte nicht vollständig in ihrer geographisch-flächenräumlichen Fixierung auf, aber eben diese Einordnung ist ein zu berücksichtigender Teil des jeweiligen (Stadt-) Raumes, der, im Zusammenhang mit den weiteren Komponenten soziologischer Stadträume betrachtet, Bedeutung entfalten kann. Ohne beispielsweise die konkreten Grenzen der sozialen Konstruktion(en) „Hagen“ zu kennen, so wissen wir doch, dass Hagen im Berührungsbereich der Regionen Sauerland, Ruhrgebiet und Ennepe-Ruhr-Kreis liegt und nicht etwa im Schwarzwald, an der Nordsee oder in Neuengland und diese Informationen hat – vor allem in Verbindung mit weiteren Informationen – einen Erkenntniswert.

Stadträume sind landschaftlich geprägt. Dass nicht ganz klar ist, ob Hagen zum Sauerland oder zum Ruhrgebiet gehört, ob es das Tor zum Sauerland oder das Tor zum Ruhrgebiet ist, lässt sich auch daran festmachen, dass das Sauerland vergleichsweise waldreich und bergig ist, das Ruhrgebiet hingegen weniger.⁶⁹ Hagen aber weist sowohl bergige als auch nicht-bergige landschaftliche Formationen auf. Bestimmte landschaftliche Spezifika bedingen die Wahrnehmung des Raumes und die Modi der Identifikation mit diesem, zumindest bergen sie ein entsprechendes Potential. Eine durchaus sinnvolle Antwort auf die Frage „Was ist Hagen?“ könnte deshalb auch in der Benennung landschaftlicher Auszeichnungsmerkmale liegen („Hagen ist die grünste Großstadt Nordrhein-Westfalens.“), so wie sich beispielsweise Kiel durch seine Lage am Meer⁷⁰ identifizieren lässt. Gerade im Hinblick auf Fragen der räumlichen Identität und Iden-

⁶⁴ Läßle (1991), S. 196.

⁶⁵ Ipsen (1997), S. 14 und Ipsen (2006), S. 71 ff.

⁶⁶ Löw (2001), S. 224.

⁶⁷ Pries (2010), S. 156.

⁶⁸ Die Relevanz des Aspektes der flächenräumlichen Ausdehnung, wie auch der landschaftlichen Prägung erhellt auch aus der weiter unten angesprochenen Relationalität von Räumen.

⁶⁹ Hieraus ergeben sich dann weitergehende Unterschiede, beispielsweise in der den Lebensstil beeinflussenden Bebauungs- und Wohnform, der Organisation des Nahverkehrs, der Art des Wirtschaftens usw. S. hierzu auch die Ausführungen im Kapitel 4.2.

⁷⁰ Vgl. Behnke; Melzer (2006).

tifikation können landschaftliche Formationen, so vermuten beispielsweise Simmel und (später auch) Ipsen, einen signifikanten Unterschied bedeuten.⁷¹

Nicht zuletzt sind Artefakte wesentliche Elemente städtischer Räume. Artefakte sind allgemein alle von Menschen hergestellten materiellen Objekte, also eine Axt genauso wie eine Kirche, eine Mülltonne, eine Straße usw. Diese Artefakte haben neben ihren physischen Eigenschaften eine mehr oder weniger offensichtliche Funktion und eine (manchmal) weniger offensichtliche Bedeutung. Ein Gartenzaun hat beispielsweise die Funktion, Nicht-Befugten das Betreten des eigenen Rasens unmöglich zu machen oder zumindest zu erschweren, während die Bedeutung des Zauns weitergehend darin liegen könnte, das Eigene vom Nicht-Eigenen, das Private vom Öffentlichen, den eigenen Hoheitsbereich, in dem man selbst – in gewissem Umfang – die Regeln setzt, vom Verfügungsreich anderer zu trennen.

Die Artefakte werden (in ihrer physischen Materialität, ihrer Funktion und in ihrer Bedeutung) auf bestimmte Art prozessiert: sie werden zunächst einmal hergestellt und dann arrangiert, konstelliert, angeordnet, synthetisiert, platziert. So definiert Detlev Ipsen „Raum“ allgemein als „Konstellation von Dingen in ihrem Sinn“. Martina Löw bestimmt Raum nicht nur als „(An)Ordnung“, sondern weiter als „(An)Ordnung sozialer Güter“.

Eine für Stadtraum potentiell herausragend wichtige Kategorie von Artefakten ist Architektur. Architektur kann es Menschen ermöglichen, einen Raum zu lesen:

„Completed, the building or architectural complex now stands as an environment capable of affecting the people who live in it. Manmade space can refine human feeling and perception. It is true that even without architectural form, people are able to sense the difference between interior and exterior, closed and open, darkness and light, private and public. But this kind of knowing is inchoate. Architectural space – even a simple hut surrounded by cleared ground – can define such sensations and render them vivid. Another influence is this: the built environment clarifies social roles and relations. People know better who they are and how they ought to behave when the arena is humanly designed rather than nature's raw stage. Finally architecture "teaches". A planned city, a monument, or even a simple dwelling can be a symbol of the cosmos. In the absence of books and formal instruction, architecture is a key to comprehending reality.“⁷²

An architektonischen Ausformungen lassen sich soziostrukturelle Charakteristika der Nutzung ablesen.

⁷¹ Vgl. Simmel (1992a [1908]), S. 195 f., dort insbesondere Fußnote 1, und Ipsen (2006), S. 34.

⁷² Tuan (2008), S. 102. Auf den dort folgenden Seite werden hierfür dann einige Belege bzw. Beispiele angeführt. Vgl. zum Stellenwert und der Bedeutung von Architektur auch Jones (2003).

Räume sind, so wie hier in Betracht kommend, insgesamt relativ abstrakte soziale Gebilde. In dieser Abstraktheit eignen sich Räume zunächst weniger als Identifikationsobjekte. Unter anderem deswegen bedürfen sie, um wahrnehm- und handhabbar zu sein, verschiedener Anzeiger oder Vermittler. Vermittelt werden Räume – auch das unterscheidet sie allerdings im Rahmen der hier bisher vertretenen Sichtweise zunächst einmal nicht von jedem anderen sozialen Sachverhalt – über (1.) Zeichen und Symbole sowie (2.) – ihrer Spezifik, d.h.: ihrer besonderen materiellen Bezüglichkeit entsprechend – über Orte.

Symbole sind, im Anschluss an Alfred Schütz und Thomas Luckmann, in der Alltagswirklichkeit befindliche Bedeutungsträger, die auf Abstrakta, auf „andere Wirklichkeitsbereiche“ verweisen, in diesem Fall auf den Raum, den sie „appräsentieren“.⁷³ Da Räume in der Alltagswelt nicht unmittelbar gegeben, sondern zwar materiell bezügliche, aber im Wesentlichen immaterielle soziale Konstrukte sind, bedürfen sie der Vermittlung durch Symbole. Deren Funktion ist es ja gerade, diese Konstrukte aus den „anderen Wirklichkeiten“ in die Alltagswelt hineinzuholen, um sie handlungswirksam werden zu lassen. Für Symbole gelten darüber hinaus nicht die Grenzen von Materialität und Immaterialität. Symbole können nach Schütz und Luckmann beide Ausprägungsformen annehmen, wobei an dieser Stelle vor allem auf die beispielhafte Hervorhebung von landschaftlichen Gegebenheiten, Artefakten und Ereignissen hinzuweisen ist:

„Der Bedeutungsträger kann nach dem Grundsatz seiner (begrenzten) Beliebigkeit (fast) alles nur Erdenkliche sein. Gegenstände der Umwelt, z.B. aus der Ferne: Sonne, Mond, Sterne, oder näher, z.B. Flüsse, Schluchten, oder ganz nahe, wie z.B. Quellen, Bäume, Steine; auch von Menschen erzeugte Gegenstände, wie z.B. Werkzeuge, Waffen, Gräber, Häuser, Kronen, Fahnen. Naturereignisse wie Blitz, Donner, Regen, Flut und Ebbe, Dürre, Jahreszeiten, Pest und Epilepsie. [...] Geschichtliche Ereignisse: Überqueren des Rubikon, der Selbstmord der Makabäer, Olympische Spiele. Gesellschaftliche Veranstaltungen: Krönung, Hinrichtung, Heirat, Begräbnis.“⁷⁴

Das in der soziologischen Raumdiskussion aktuell oftmalige Insistieren auf die besondere Bedeutung von Materialität im Rahmen soziologischer Raumanalyse⁷⁵ scheint durchaus sinnvoll zu sein, um z.B. „Raum“ als besonderen soziologischen Gegenstand auszuweisen. Dies sollte aber nicht dazu führen, die immateriellen Raumsymbole zu vernachlässigen oder gar auszuklammern. Soweit ersicht-

⁷³ Vgl. Schütz; Luckmann (1984), S. 195-200.

⁷⁴ Schütz und Luckmann weisen dort, das sei der Vollständigkeit halber hinzugefügt, neben den zitierten Ausprägungen des Symbolischen auch noch „Tiere“ und „Körperteile“ inkl. entsprechender Beispielaufzählungen aus, vgl. ebd. S. 198.

⁷⁵ So wird beispielsweise der eigenlogische Hypothesenrahmen in seiner Notwendigkeit darüber legitimiert, dass er – im Unterschied zu den bisherigen raumsoziologischen Theoretisierungen – den Stellenwert materiellen Substrates zentral setze, vgl. Löw (2008). S. Hierzu auch auch Kapitel 3.2.

lich, spricht – abgesehen vielleicht von forschungspraktischen Ressourcenknappheiten – nichts dafür, aus einer stärkeren Betonung der Bedeutung materiellen Substrates eine Geringschätzung oder sogar Missachtung immaterieller Symbole abzuleiten. Vielmehr scheint diese Gegenüberstellung wahlverwandt zu sein mit derjenigen von „Relationalität und Historizität“ (s.u.), da sich Ereignisse als immaterielle Symbole in erster Linie in einem zeitlich-historischen Nacheinander anordnen lassen, während materielle Symbole zuvorderst in einem gleichzeitigen Nebeneinander angeordnet werden. Für die adäquate Bestimmung eines (Stadt-) Raumes sind jedenfalls, so ist zu vermuten, Erlebnisse, Geschichten und Geschichte (verstanden als nicht-materielle Symbole) ebenso elementar wichtig wie relationale Bezüge und Materialitäten. Anhand des Stellenwertes von „Orten“ in Bezug auf „Raum“ lässt sich dies verdeutlichen.

Orte reduzieren, ebenso wie Symbole, die wesentliche Abstraktheit des Raumes auf ein handlungswirksames Maß an Überschaubarkeit. Orte sind im Unterschied zu Räumen einfacher wahrzunehmen und direkt erfahrbare, weil sie eindeutig(er) abgrenzbar sind. Zumindest sind ihre Grenzen in der alltagswirklichen Wahrnehmung wesentlich weniger diffus. Berlin ist als Ganzheit – wenn überhaupt – schwerer vorstellbar als der Alexanderplatz. Die angesprochenen Prozesse der Konstellation, der Synthetisierung und der Anordnung finden an Orten statt und konstituieren diese gleichsam. Orte sind die Lokalisierungspunkte, an denen die Materialitäten angeordnet und zu einem sinnvollen Ganzen verknüpft werden, denn, so Martina Löw:

„Um [...] sich oder etwas platzieren zu können, muß es Orte geben, an denen platziert wird. [...] Ein Ort bezeichnet einen Platz, eine Stelle, konkret benennbar, meist geographisch markiert oder, wie es Jörg Brauns ausdrückt, im Ort ist »das Eigene, Unverwechselbare, Nichtvergleichbare aufgehoben«. [...] Orte entstehen im Spacing, sind konkret benennbar und einzigartig.“⁷⁶

Die angesprochenen Materialitäten sowie Menschen und Symbole werden an Orten zu einem bedeutungsvollen Ganzen zusammengefügt. Allerdings ist der sich anschließenden These, Orte seien immer und zwangsläufig einzigartig, in dieser generalisierten Formulierung nicht zuzustimmen. Es ist darauf hinzuweisen, dass die an einem Ort arrangierten Symbole in ihrer materiellen, aber auch in ihrer immateriellen Form von Bedeutung sind. Fasst man „Ort“ lediglich als „einen Platz, eine Stelle, konkret benennbar, meist geographisch markiert“ und fügt dem an, dass Orte (deswegen) immer „einzigartig“ sind, dann bleibt eine bedeutsame Differenz unberücksichtigt. Als Ankerpunkte der Identifikation mit dem Stadt-Raum sind mutmaßlich nicht alle Orte von gleicher Bedeutung. Be-

⁷⁶ Löw (2001), S. 198, 199.

stimmte Orte, z.B. besondere oder persönliche Orte⁷⁷ nach Detlev Ipsen, sind potentiell bedeutsamer als andere. Dies setzt aber zunächst einmal voraus, dass nicht alle Orte gleich sein können, sondern dass mindestens eine Unterscheidung getroffen werden muss. Orte müssen also differenziert betrachtet werden. Die grundsätzlichsste Unterscheidung (unabhängig vom Gegenstand) ist die binäre Codierung (existent/nicht existent). Eine solche hat, in Bezug auf Orte, Marc Augé vorgeschlagen. Er unterscheidet zwischen (anthropologischen) Orten einerseits und Nicht-Orten andererseits, wobei „Orte [...] zumindest drei Merkmale gemein [haben]. Sie verstehen sich (sie werden verstanden) als identisch, relational und historisch.“⁷⁸

Während mehrere Artefakte und Symbole zusammengenommen und in Zusammenhang gebracht Orte konstituieren, konstituieren mehrere Orte – zusammengenommen und in Zusammenhang gesetzt – Räume.

Die symbolischen Grundlagen soziologischer Räume – materielle wie immaterielle – sind in ihrem (Bedeutungs-) Zusammenhang zu sehen. Ipsen fasst diesen Aspekt mit der Formulierung der „Konstellation“⁷⁹. Löw setzt das Zusammenhängen zentral⁸⁰ und thematisiert es unter dem Stichwort der „Relationalität“. Die Bedeutung eines räumlichen Elementes – beispielsweise eines Berges, eines Rathauses, einer Geschichte oder eines Straßenschildes – muss immer in Bezug auf andere (räumliche) Elemente in deren Sinnhaftigkeit in Zusammenhang gesetzt werden, denn nur im Zusammenhang entfalten sie ihren Sinn. An einem Beispiel verdeutlicht Ipsen dies recht anschaulich: Im Zuge der Documenta wurden im öffentlichen Raum in Kassel zunächst zwei Skulpturen dicht beieinander in Sichtweite aufgestellt, die offenbar regen Zuspruch erhielten. Nach Beendigung der Ausstellung wurde das eine Kunstwerk wieder abgebaut, das andere hingegen von der Stadt gekauft, um dann allerdings an einem anderen Ort innerhalb der Stadt und für sich allein stehend wiedererrichtet zu werden:

„Schließlich wählten Politik und Verwaltung den Vorplatz des Bahnhofes als geeigneten Standort. Die Standortfrage war, so wie geschehen, allerdings falsch gestellt. Die eigentliche Bedeutung der Skulpturen wurde durch das jeweilige, räumlich sehr nahe Gegenüber hergestellt.“⁸¹

Die materiellen Kunstwerke hatten demnach in ihrer erdräumlichen Nachbarschaft einen Sinn entfaltet, der durch die Trennung aufgelöst worden ist.

⁷⁷ Vgl. Ipsen (1997) und Ipsen (2006).

⁷⁸ Augé (2010), S. 59.

⁷⁹ Ipsen (1997), S. 14, 15. Räume definiert er allgemein als „Konstellation von Dingen in ihrem sozialen Sinn“.

⁸⁰ Hierin folgt sie Bourdieu, der die Relationalität als methodologisches Grundprinzip versteht und nicht allein auf bestimmte Ausschnitte – wie z.B. „Raum“ – beschränkt.

⁸¹ Ipsen (2006), S. 22.

Zudem sind Räume immer im Verhältnis zu (ihren) Bezugsräumen zu stehen. So wurde Hohenlimburg zeitweise auch als das Westfälische Heidelberg umworben, während Stockholm manchen als das Venedig des Nordens gilt. Über den Vergleich mit dem Bezugsraum wird der eigene Raum definiert. Erst in dieser wechselseitigen Bezugnahme entfaltet sich die Bedeutung des Raumes/der Stadt. Ebenso sind Orte niemals für sich stehend von Bedeutung, sondern immer im Verhältnis zu anderen Orten⁸², die dann zusammen und in bestimmten Konfigurationen den Raum (mit-) bestimmen.

Des Weiteren sind Räume als Gegenstand von Soziologie und somit als Teil der gesamten sozialen Wirklichkeit auch (1.) im gesamtgesellschaftlichen Kontext sowie (2.) bezüglich ihres historischen Gewordenseins zu analysieren⁸³: Das Lokale muss an „gesellschaftliche Interaktions- und Handlungsstrukturen“⁸⁴ zurück gebunden werden. Ebenso haben Räume immer eine Geschichte, sozusagen eine 'Raum-Biographie'. Fasst man diese Historizität als vertikale Dimension der Raumanalyse auf, dann ergänzt diese die Forderung, Räume und deren Bestandteile im Zusammenhang zu analysieren, die sich dann als die entsprechende horizontale Dimension bezeichnen lässt. Historizität und Relationalität schließen sich nicht unbedingt gegenseitig aus, sondern stehen vielmehr in einem komplementären Verhältnis zueinander. Ein etwaiges Gegenüberstellen beider Dimensionen (im einander ausschließenden Sinne) ist, soweit ersichtlich, auf sachlogischer Ebene wenig hilfreich und auch keineswegs notwendig.⁸⁵

Zuletzt ist darauf hinzuweisen, dass Räume, wie Otto Friedrich Bollnow es formuliert, „gestimmt“⁸⁶ sind, also eine Atmosphäre besitzen. Auch Lenelis Kruse geht (in sozialpsychologischer Perspektive) ausführlicher auf den „gestimmten Raum“ ein, den sie als denjenigen Raum bezeichnet, der „je verschie-

⁸² Vgl. Tuan (2008), S. 13.

⁸³ Dass diese Kontextualisierung anhand historischer und gesamtgesellschaftlicher Maßstäbe kein Alleinstellungsmerkmal soziologischer Raumanalyse ist, sondern im Prinzip das Wesen und die Aufgabe der Soziologie als Sozialwissenschaft überhaupt ausmachen sollte, forderte Charles Wright Mills (1973), S. 38 f., ausdrücklich ein: „Soziologisches Denkvermögen erlaubt uns, Geschichte und persönlichen Lebenslauf und ihre Verbindungen in der Gesellschaft zu erfassen. Dies ist seine Aufgabe und seine Verheißung. [...] Sozialforschung, die diesen Problemen von Biographie und Geschichte mitsamt ihren Schnittpunkten in der Gesellschaft nicht zu Leibe rückt, läßt ihr Werk unvollendet.“

⁸⁴ Läßle (1991).

⁸⁵ So auch Waldenfels (2009), S. 9 f., der ausdrücklich vor einer Trennung beider Dimensionen warnt: „[Es] droht die Gefahr, daß neue Gräben aufgerissen werden, daß etwa der Raum als Widersacher der Zeit auftritt oder Geographie und Geopolitik als Ersatz für Historie erhalten müssen. [...] Doch nichts wäre abwegiger als solche Kehrtwendungen. Es gibt keinen Grund, den Raum gegen die Zeit auszuspielen, und man muß nicht der Zeit nehmen, was man dem Raum gibt.“

⁸⁶ Vgl. Bollnow (2011), S. 185-197.

den „anmutet“⁸⁷ und der ein vor-reflexives Wechselspiel von Subjekt und Welt bedeutet.⁸⁸ Prinzipiell handelt es sich bei der Wahrnehmung der Atmosphäre eines Raumes demnach nicht um etwas, das schon da ist und das man dann im jeweiligen Raum bzw. am jeweiligen Ort findet, betritt man beispielsweise einen Platz, ein Gebäude, eine Lichtung usw. Vielmehr entsteht die Atmosphäre eines Raumes erst im Wechselspiel von Mensch und Raum/Ort. Räume können beispielsweise als hektisch, schnell, dynamisch oder laut wahrgenommen werden; aber ebenso als angenehm, sicher oder hell.

Der Verweis auf die Wahrnehmung der Atmosphäre impliziert, dass Räume nicht wertfrei wahrgenommen, sondern bewertet werden. Die Klassifizierung eines Ortes als gemütlich oder befremdlich sowie alle anderen zugeschriebenen Atmosphären sind letztlich nichts anderes als Bewertungen des Wahrgenommenen. Die Bewertung des Raumes und seiner Atmosphäre ist ein grundsätzliches Element soziologischer Raumanalyse und darüber hinaus gerade im vorliegenden Zusammenhang von besonderem Interesse. Dies deshalb, weil „Raum“ über „Bewertung“ direkt an „Identifikation mit dem Raum“ angeschlossen werden kann. Identifikation mit einem Raum wird nämlich wesentlich dadurch befördert, dass der betreffende Raum bzw. dessen Atmosphäre positiv bewertet werden. Diese Bewertungen sind vermutlich soziostrukturell präformiert. Die Bewertung und die Atmosphäre eines Raumes sind weder allein auf die Stimmungen des Individuums zurückzuführen, noch sind dies vom Subjekt unabhängige Eigenschaften.⁸⁹ Trotzdem von einzelnen Subjekten getroffen, sind Bewertung und Atmosphäre eines Raumes weder rein subjektiv noch allgemeingültig, sondern gruppenspezifisch, also über- und interindividuell und auf Dauer gestellt und somit soziologisch relevant.

Raum kann als Gegenstand, so ist an dieser Stelle festzuhalten, in verschiedenen Hinsichten konzeptualisiert und untersucht werden. Diese verschiedenen Sichtweisen können zuvorderst den gängigen Einteilungen innerhalb des Wissenschaftsbetriebes zugeordnet werden (Wirtschafts-, Politik-, Geschichtswissenschaft, Philosophie, Geographie, Psychologie). Die jeweils fachspezifischen Diskussion wurden hier nicht thematisiert, denn die erste Einschränkung ist in dieser Hinsicht per Voraussetzung schon vollzogen: Raum kommt hier soziolo-

⁸⁷ Kruse (1974), S. 59.

⁸⁸ Vgl. ebd. S. 60.

⁸⁹ Vgl. auch Ipsen (2006), S. 22 f. und ausführlicher Löw (2001), S. 204 ff., die dort beispielhaft die Wahrnehmung einer kleinstädtischen Wohnung als entweder „erdrückend“ oder als „gemütlich“ beschreibt – abhängig von der soziostrukturellen Position des Bewertenden. Vgl. zur Frage der soziologischen Relevanz subjektiver und zunächst personenbezogenen und individuell erscheinender Bewertungen bzw. von Werturteilen grundlegend Durkheim (1967 [1911]).

gisch in Betracht. Dies führte hier zu den Annahmen und Spezifikationen, dass „Raum“ in erster Linie als soziale Wechselwirkung, als Konstruktion und zugleich als das Ergebnis dieser Prozesse begriffen wird. Während für den prozesshaften Aspekt von Identität der Identifikationsbegriff benutzt wurde, fallen in Bezug auf Raum sowohl der Prozess als auch dessen Ergebnis in eine gemeinsame Bezeichnung.

Zusammenfassend lässt sich zum Raumbegriff festhalten: Soziologische Räume sind im besonderen Maße materiell bezügliche soziale Konstruktionsprozesse und deren Ergebnisse gleichermaßen. Als solche werden sie in sozialer Wechselwirkung in einem zum Teil antagonistischen Miteinander hergestellt, wahrgenommen, bewertet und erlebt. Sie sind in ihrem historischen Gewordensein, in relationaler Perspektive und vor dem Hintergrund gesamtgesellschaftlicher Entwicklungsprozesse zu sehen. Räume werden über Orte und materielle wie auch immaterielle Symbole vermittelt. Soziologische Räume können als Identifikationsobjekte dienen, als soziale Gegenstände also, mit denen sich Menschen identifizieren.

2.3 Kultur

Die vorliegende Untersuchung zielt nicht auf den Raum „Hagen“ allgemein, sondern speziell auf die kulturellen Elemente des Stadt-Raumes Hagen und die hiermit in Zusammenhang stehenden Modi der Identifikation. Die Formulierung impliziert, dass Räume aus bestimmten, voneinander unterscheidbaren Teilen bestehen und dass einer dieser Teile „Kultur“ ist. Diese dimensionale Einschränkung auf die Kultur der Stadt erfordert eine Bestimmung des hier zugrunde gelegten Kulturbegriffs. Auch bei dieser Bestimmung sollen nicht theoretische und gegenwartsdiagnostische Erwägungen angestellt werden, sondern es wird der Gegenstand begrifflich konstituiert.

Eine besondere Problematik des Kulturbegriffes liegt in seiner überaus vielfältigen Verwendung begründet. Diese Vielschichtigkeit resultiert zum ersten daraus, dass „Kultur“ seit längerer Zeit Gegenstand wissenschaftlicher Erörterungen ist. Zweitens, und darin ähneln sich alle den Gegenstand konstituierenden Begriffe, wurde und wird der Kulturbegriff sowie daran anschließende Theorien in den verschiedensten wissenschaftlichen Disziplinen und auch innerhalb der Disziplinen auf unterschiedliche Weise gebraucht und bearbeitet. Die erste Einschränkung ist dem Kontext der vorliegenden Studie gemäß bereits getroffen. Kultur kommt hier als soziologischer Begriff in Betracht. Aber auch trotz der so vorausgesetzten Engführung besteht ein beträchtliches Angebot an potentiell zur Verfü-

gung stehenden Kulturbegriffen. Diese Vielschichtigkeit soll hier nicht im Detail erörtert werden. Stattdessen wird, um eine erste Orientierung zu gewinnen, auf den Systematisierungsvorschlag von Andreas Reckwitz Bezug genommen. Dieser hat eine Typologie vorgeschlagen, an die hier angeschlossen werden kann. Im Vergleich zu anderen überblicksartigen Systematisierungen, wie beispielsweise der philosophisch orientierten von Hubertus Busche⁹⁰, liegt der Vorteil des von Reckwitz ausgearbeiteten Typologisierungsvorschlages darin, dass hierin explizit nur derartige Vorlagen verarbeitet werden, die auch für die Sozialtheorie relevant sind.⁹¹ Damit ist eine für die hier verfolgte Stoßrichtung maßgebliche und nützliche Einschränkung in dem ansonsten kaum in Gänze zu überblickenden Feld der Kulturbegriffe und -theorien bereits konstitutiv integriert.

Nach Reckwitz lassen sich die in diesem Sinne relevanten und im Verlauf der Geistesgeschichte entwickelten Kulturbegriffe in vier historisch aufeinander folgende Hauptrichtungen unterteilen:

- der normative Kulturbegriff,
- der totalitätsorientierte Kulturbegriff,
- der differenzierungstheoretische Kulturbegriff und
- der bedeutungs- und wissensorientierte Kulturbegriff.

Der hier verwendete Kulturbegriff orientiert sich an der von Reckwitz als „differenzierungstheoretisch“ bezeichneten Variante. Dies deshalb, weil Kultur als Teil von Raum gedacht wird, Räume also als in verschiedene Bereiche ausdifferenziert betrachtet werden. Demnach ist in Anlehnung an Reckwitz Kultur hier

- weder „der normativ ausgezeichnete Zustand einer sozialen Gemeinschaft“⁹² (normativer Kulturbegriff),
- noch die „spezifische Lebensform eines Kollektivs in einer historischen Epoche“⁹³ (totalitätsorientierter Kulturbegriff)
- und auch nicht „jener Komplex von Sinnsystemen, oder – wie häufiger formuliert wird – von ›symbolischen Ordnungen‹, mit denen sich die Handelnden ihre Wirklichkeit als bedeutungsvoll erschaffen und die in Form von Wissensordnungen ihr Handeln ermöglichen und einschränken“⁹⁴ (bedeutungs- und wissensorientierter Kulturbegriff),

⁹⁰ Vgl. Busche (2000).

⁹¹ Vgl. Reckwitz (2000), S. 64.

⁹² Ebd. S. 66.

⁹³ Ebd. S. 72.

⁹⁴ Ebd. S. 84.

- sondern am ehesten und annäherungsweise „ein soziales ›Teilsystem‹, das sich in institutionalisierter Form auf den Umgang mit Weltdeutungen spezialisiert hat“⁹⁵ (differenzierungstheoretischer Kulturbegriff).

Entscheidend ist hierbei weniger die konkrete begriffliche Definition von Reckwitz' differenzierungstheoretischem Kulturbegriff, sondern in erster Linie die mit dem Thema der Studie korrespondierende Annahme, dass Kultur als eigenständiger und abgrenzbarer Teilbereich eines übergeordneten sozialen Ganzen begriffen wird und nicht als Allumfassendes, wie dies beim bedeutungs- und wissensorientierten Kulturbegriff der Fall ist, der somit als besonders weite Fassung gelten kann.

Den Überlegungen Friedrich Tenbrucks gemäß sind mit den bei Reckwitz angesprochenen „Weltdeutungen“ die „überschüssigen ideellen Bedeutungen“⁹⁶ gemeint. Hierbei ist „Überschuss“ das zentrale Wort, weil es darauf verweist, dass Kultur als ein Teilbereich der Gesellschaft gedacht werden kann, der inhaltlich z.B. über die Bereiche Wirtschaft, Politik und Recht hinausgeht und diesen neben geordnet ist. Dass in diesem Zusammenhang von Überschuss die Rede ist, mag sich darauf beziehen, dass Kultur – im Vergleich zu z.B. Wirtschaft – weniger existentielle Bedürfnisse befriedigt. Ob Kultur und andere Sozialbereiche in hierarchischem Sinne über- bzw. untergeordnet sind oder nicht, ist an dieser Stelle nicht unbedingt relevant. Wichtig ist in erster Linie, dass der Bereich der Kultur und verschiedene andere Wechselwirkungsfelder als Teile eines Ganzen voneinander zu unterscheiden sind.

Die Entscheidung gegen in der aktuellen Diskussion gängigere Varianten von „Kultur“⁹⁷ und für einen eher differenzierungstheoretisch orientierten Kulturbegriff liegt in dem hier zu untersuchenden Problemzusammenhang bzw. im Gegenstand der Arbeit sowie in der Zielsetzung derselben begründet. Demgemäß kommt „Kultur“ hier nicht für sich allein stehend in Betracht, sondern in spezifischer Weise als Kultur einer Stadt, also als Stadtkultur. Mit Stadtkultur aber wird alltagspraktisch Anderes, in bestimmter Hinsicht sogar Gegensätzliches assoziiert als mit dem Begriff „Kultur“ im Allgemeinen⁹⁸: Wer von fremden, fernen

⁹⁵ Ebd. S. 79.

⁹⁶ Tenbruck (1989), S. 17.

⁹⁷ Gemeint sind hiermit diejenigen Verwendungsweisen, die Reckwitz unter dem Etikett des „bedeutungs- und wissensorientierten“ Kulturbegriffes subsumiert und die in der Soziologie gegenwärtig am ehesten dem praktizierten Mainstream entsprechen.

⁹⁸ Vgl. z.B. Deutscher Städtetag (2013), S. 2. Dort wird Folgendes unter Kultur verstanden: Bibliotheken, Volkshochschulen, Jugendkunstschulen, kulturpädagogische Einrichtungen, soziokulturelle Zentren, Produktions- und Arbeitsstätten für die freie Szene, historische Museen, Theater, Kunstmuseen, Orchester, Festivals, Ausstellungen und Stadtteilkulturarbeit.

oder vergangenen Kulturen redet, der hat sicherlich anderes im Sinn, als derjenige, der vom Kulturangebot Berlins oder dem kulturell überraschend reizvollen Ruhrgebiet berichtet.

Unter Kultur in seiner weitesten, allgemeinen Fassung – nicht zwangsläufig ausschließlich, aber doch in erster Linie – wird die Art und Weise verstanden, wie die als selbstverständlich erachteten und als nicht zu hinterfragen erscheinenden Dinge des Lebens und des Alltags angegangen und mit Sinn versehen werden: beispielsweise die unterscheidbare Art und Weise des Sichkleidens oder der Essenszubereitung im Amazonasgebiet im Vergleich zu den USA, oder auch die Stilistik politischer Auseinandersetzungen in Deutschland und in China im Vergleich. Kurzum: die inhaltlich spezifische Ausgestaltung gleicher Formen. Der Begriff „Kultur“ hat in diesen Zusammenhängen eine andere Bedeutung als hier angestrebt, was sich über die zugrunde zu legende, weil alltagspraktisch relevante Bezugsebene der Inwertsetzung begründen lässt. Empirischer Gegenstand dieser Studie sind die Stadt Hagen und deren Bewohner. Hagen (als Raum) und infolge dessen auch die Kultur Hagens (als Teil dieses Stadtraumes) werden im Verhältnis zu entsprechenden Bezugsräumen konstruiert und diese Bezugsräume sind zunächst einmal und vorwiegend andere Städte und Gemeinden. Diese unterscheiden sich aber weniger in der spezifischen Ausgestaltung des formal Gleichen, sondern in einem anderen Sinne und zwar mehr im Sinne einer Kultur als Stadtkultur, wie sie im Folgenden bestimmt wird. Kultur, z.B. im Sinne des Vergleiches der deutschen mit der russischen Kultur, bedeutet etwas anderes, als der Vergleich der Städte Hagen und Herne anhand kultureller Kriterien, wie im Folgenden zu zeigen sein wird.

Stadtkultur, so wie hier vertreten⁹⁹, ist also, so lässt sich vorläufig festhalten, ein Teil von Raum und zu unterscheiden von Kultur im allgemeineren Sinne. Wenn Kultur als ein Teil von Raum verstanden wird und Raum als soziales Konstrukt aufgefasst wird, dann kann der Begriff weiter präzisiert werden, indem auf die Motive des sozialen Wechselwirkens rekurriert wird. Dies ist sinnvoll, weil „Kultur“ als ein soziologischer Begriff konstruiert werden soll und deswegen davon auszugehen ist, dass hierunter etwas gefasst wird, das Menschen miteinander tun oder das zumindest möglichst direkten Einfluss auf die sozialen Wechselwirkungen hat.

Nach Georg Simmel, ebenso bei Max Weber und bei Alfred Schütz sind – wenn auch in unterschiedlicher Weise – die Motive, die den aufeinander bezoge-

⁹⁹ Diese Sichtweise entspricht beispielsweise nicht der Auffassung von Rolf Lindner. Dieser versteht Stadtkultur vor allem als urbane Lebensform und spricht damit eine solche Bedeutung von Kultur als lokal-spezifischer Ausprägungsform an, die dem wissens- und bedeutungsorientierten Kulturbegriff zuzuordnen ist, vgl. Lindner (2000), S. 259 f.

nen Handlungen bzw. den sozialen Wechselwirkungen zugrunde liegen, elementare Bezugspunkte und Differenzierungsfaktoren zur Bearbeitung soziologischer Fragestellungen. Diese sozialen Handlungen und Handlungszusammenhänge oder Wechselwirkungen sind die elementaren Bestandteile der (bzw. ihrer) Soziologie.

Das soziale Ganze lässt sich demnach in verschiedene, analytisch unterscheidbare Teilbereiche gliedern. Diese verschiedenen Teilbereiche des soziologisch zu Beobachtenden lassen sich über verschiedene Motive und Motivkonstellationen der miteinander in Wechselwirkung stehenden Akteure voneinander differenzieren. Wenn Kultur als Teil eines übergeordneten sozialen Ganzen aufgefasst wird – im vorliegenden Fall: der Stadt Hagen als Raum –, dann lässt sie sich demnach über die entsprechenden, spezifisch motivierten Wechselwirkungen bestimmen. „Wirtschaft“ ist dann beispielsweise ein soziales Phänomen, das durch über- und interindividuell gültige und auf Dauer gestellte Wechselwirkungsmotive bestimmt werden kann, die Anlass und Ziel der materiellen Reproduktion darstellen. „Politik“ ist so betrachtet ein soziales Phänomen, das durch inhaltlich spezifisch motivierte Wechselwirkungen von anderen sozialen Teilbereichen unterschieden werden kann, die Anlass und Ziel der gesamtgesellschaftlichen Machtverteilung regeln. „Kultur“ schließlich kann dann als Teilbereich des Sozialen gedacht werden, der durch entsprechende kulturell motivierte Wechselwirkungen zu bestimmen ist.¹⁰⁰ Diese kulturellen Wechselwirkungsmotive werden folgend genauer gefasst.

Um dies zu erreichen, ist es sinnvoll, zunächst zu überlegen, welche Kernbestandteile in jedem Fall zur Kultur einer Stadt gehören. Als unabdingbare Bestandteile der Kultur einer Stadt gelten die 'traditionellen', mit dem Begriff „Hochkultur“ zu indizierenden Institutionen, insbesondere: Museum, Konzerthaus, Theater und ggf., aber schon weniger unumstritten, das Kino. Was auch immer noch zur Kultur einer Stadt gezählt werden mag, diese hochkulturellen Elemente bilden immer einen wesentlichen Bestandteil von (Groß-) Stadtkultur. Der Sinn dieser Institutionen bzw. des Besuches derselben lässt sich über die hiermit in Verbindung zu bringenden Motive der an ihnen Teilnehmenden erschließen. Allerdings können die speziell mit Hochkultur in Verbindung stehenden Motive nur den Ausgangspunkt bilden, der dann zu generalisieren ist, weil „Kultur“ hier in einer weiteren Fassung in Betracht kommen soll.

Die soziologische Relevanz von Theater, Museum etc. offenbart sich also in den Motiven der an ihnen Teilnehmenden, in der Bedeutung, die sie im Leben

¹⁰⁰ Es soll hiermit weder angedeutet noch behauptet werden, dass Simmel, Weber oder Schütz „Kultur“ in eben dieser Weise verstehen. Lediglich im Anschluss an diese lässt sich ein Kulturbegriff als über spezifische kulturelle Wechselwirkungsmotive bestimmter Ausschnitt aus dem sozialen Ganzen begründen.

der an ihnen Teilnehmenden besitzen, und in den Funktionen dieser Institutionen für das soziale Miteinander. Derart gedacht ist zu fragen: Warum gehen Menschen ins Theater etc., welche Bedeutung hat beispielsweise der Museumsbesuch, welche Funktionen erfüllt Hochkultur? Wenn dies bekannt ist, dann kann darauf aufbauend geschlossen werden, dass in einer weiteren, über die 'reine' Hochkultur hinausgehenden Fassung, Kultur diejenigen Wechselwirkungsmotive bezeichnet, die dazu dienen, diejenigen Bedürfnisse, Wünsche und Ziele zu erreichen, die z.B. mit einem Museums- oder Theaterbesuch angestrebt werden, ohne dass aber zwingend hochkulturelle Institutionen zur Befriedigung genutzt werden müssen.

Einen umfassenden Überblick über die (Hoch-) Kulturpublikumsforschung geben Patrick Glogner-Pilz und Patrick S. Föhl in dem von ihnen herausgegebenen Sammelband¹⁰¹. Die Forschung ist in dieser Hinsicht weit gediehen und bildet deswegen eine valide Grundlage. Die Vorgehensweise, um ausgehend von den hochkultur-spezifischen Motiven zu kulturspezifischen Motiven im Allgemeinen zu gelangen, ist die Folgende: In den jeweiligen Beiträgen des angegebenen Sammelbandes werden empirische Studienergebnisse referiert, die auf – weitgehend quantitativen – Befragungen der jeweiligen Publika basieren. Dort sind auch die konkreten Fragen und damit auch die theoretisch postulierten Motive der Befragten aufgeführt. Den Beiträgen zum Theater- und Opern-¹⁰², zum Museums-¹⁰³, zum E-Musik-¹⁰⁴ und zum Kinopublikum¹⁰⁵ sowie einem spartenübergreifenden Beitrag der Herausgeber selbst¹⁰⁶ wurden jeweils die unterstellten Motive entnommen, die mit dem Besuch bzw. dem Konsum der jeweiligen Veranstaltungen in Verbindung gebracht werden. Dem hinzu kommt noch eine Befragung der Besucher des Hagener Museumsquartiers, die im Rahmen der Kulturbefragung¹⁰⁷ durchgeführt wurde sowie die Studie von Volker Kirchberg, der sich mit den „gesellschaftliche[n] Funktionen von Museen“¹⁰⁸ beschäftigt hat. Ausgehend davon, dass die dort abgefragten und referierten Ziele und Zwecke zusammengenommen zumindest hinreichend Vollständigkeit beanspruchen können, wurden diese derart zusammengefasst, dass sich nicht (mehr) durch hochkulturelle Inhalte determinierte, sondern stattdessen übergeordnete, nicht an eine spezielle Ausdrucksform gebundene Kulturmotive ergeben. Diese können dann

¹⁰¹ Vgl. Glogner-Pilz; Föhl (2011a).

¹⁰² Vgl. Föhl; Lutz (2011).

¹⁰³ Vgl. Wegner (2011).

¹⁰⁴ Vgl. Rhein (2011).

¹⁰⁵ Vgl. Prommer (2011).

¹⁰⁶ Vgl. Glogner-Pilz; Föhl (2011b).

¹⁰⁷ S. Kapitel 3.1.2.

¹⁰⁸ Vgl. Kirchberg (2005).

nicht nur für den engeren Kreis der Hochkultur beansprucht werden, sondern einen in diesem Sinne weit(er) gefassten Kulturbegriff zu bestimmen helfen.¹⁰⁹

Beispielhaft lässt sich diese Vorgehensweise folgendermaßen illustrieren: Die Formulierungen „festliche Atmosphäre“ und „das besondere Erlebnis“, die sich auf das Theater- und Opernpublikum beziehen, sowie die Formulierung „überrascht werden“ und „Erfahrung des Berühmten und Spektakulären“, die sich auf das Museumspublikum beziehen, wurden zu der übergreifenden Kategorie „Außeralltäglichkeit“ zusammengefasst. In ein Museum oder in die Oper zu gehen dient demnach dazu, aus dem Alltag herauszukommen, etwas zu erleben, das man nicht jeden Tag erleben kann. Darüber hinaus und von den hochkulturellen Institutionen losgelöst gibt es aber auch andere Möglichkeiten, dies zu erreichen.

Die auf diese Weise gewonnenen, den hier vorgeschlagenen Stadt-Kulturbegriff bestimmenden Elemente lassen sich hierauf aufbauend benennen. Diese sind

- Bildung,
- Ästhetik,
- Distinktion,
- Erholung,
- Unterhaltung und Spaß,
- Außeralltäglichkeit,
- Vergemeinschaftung,
- Aktivität und
- Öffentlichkeit.

Diejenigen Wechselwirkungen, die mit den eben genannten Motiven in direkter Verbindung stehen, sind dann das, was hier mit (Stadt-) Kultur bezeichnet wird, insofern sich ein direkter Bezug zur betrachteten räumlichen Einheit herstellen lässt (also: der Stadt Hagen als Raum) und es sich um Aktivitäten und Haltungen handelt, die in der Freizeit angesiedelt sind (s. hierzu auch weiter unten). Einige der genannten Elemente sind erklärungsbedürftig. Zum besseren Verständnis folgen deswegen hierzu weitergehende Erläuterungen.

Ästhetik wird hier nicht allgemein gefasst als alles, was die sinnliche Wahrnehmung betrifft, sondern speziell als alles, was als ansprechend und schön empfunden wird.

Der Begriff der Distinktion wird hier in Anlehnung an Pierre Bourdieu verstanden als Antrieb und Ziel sozialen Wechselwirkens, die dazu dienen, sich

¹⁰⁹ Eine detaillierte Auflistung der insgesamt 141 zugrunde liegenden Formulierungen aus den Befragungen findet sich im Anhang 1: Motive hochkultureller Betätigung.

einer bzw. der eigenen, präferierten sozialen (Groß-) Gruppe zuzuordnen und sich gleichzeitig von anderen zu unterscheiden und abzuheben. Um Distinktionsgewinn zu erzielen, bestehen verschiedene Möglichkeiten und nicht nur kulturelle Ausdrucksformen. Das kulturelle Feld bietet sich zu diesem Zweck aber in besonderer Weise an.

Vergemeinschaftung wird hier nach Max Weber als derartiges soziales Phänomen verstanden, das – im Unterschied zur Vergesellschaftung – auf „subjektiv gefühlter (affektueller oder traditionaler) Zusammengehörigkeit“ und nicht auf „rational (wert- oder zweckrational) motiviertem Interessenausgleich beruht.“¹¹⁰

Die hier relevante Qualität von Öffentlichkeit ist es, dass diese – im Unterschied zu den Bereichen des Intimen und des Privaten – prinzipiell allen zugänglich ist und (ebenso prinzipiell, nicht unbedingt praktisch) nicht bestimmten Personengruppen exklusiv vorbehalten ist.¹¹¹ Öffentlichkeit, Außeralltäglichkeit und Aktivität sind analytisch voneinander getrennt, liegen aber insofern dicht beieinander, als dass diese jeweils und in Kombination miteinander die Bedingungen dazu bereitstellen, das Bedürfnis danach zu befriedigen, sich außerhalb des Sicheren und Bekannten zu bewegen, um Abwechslung und Anregung zu erhalten. Diese analytisch getrennten Motive kommen in der umgangssprachlichen Aussage zum Ausdruck, 'einfach mal raus zu wollen', denn gemeint ist hiermit zugleich: raus aus dem Privaten/Intimen, raus aus dem Alltag und raus aus der geistigen und physischen Inaktivität. Wer also ein Theater oder ein Museum besucht, der tut dies, um die genannten Motive zu befriedigen. Darüber hinaus gibt es aber auch andere Möglichkeiten, sich zu bilden, Distinktionsgewinn zu erzielen, sich zu unterhalten und Spaß zu haben oder sich aus der Privat- bzw. der Intimsphäre aktiv in die Öffentlichkeit zu begeben.

Unter Stadtkultur werden somit neben den unter dem Stichwort „Hochkultur“ zusammenzufassenden Betätigungen auch all jene Wechselwirkungen verstanden, deren Zweck und Ziel es ist, sich zu bilden, etwas, das als ästhetisch ansprechend empfunden wird, zu genießen, die Zugehörigkeit zu einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppierung zu demonstrieren und zu festigen (Distinktion), sich zu erholen, Spaß zu haben, etwas, das nicht alltäglich ist, zu erleben, mit anderen etwas gemeinsam zu tun, aktiv zu sein und/oder in der Öffentlichkeit zu sein – und all dies unter besonderer Berücksichtigung eines zwingend erforderlichen Bezuges zum Stadtraum. D.h., es geht nicht (nur) darum, was z.B. getan wird, um sich zu bilden oder zu erholen, sondern es geht (l.) darum, was

¹¹⁰ Weber (1980), S. 20.

¹¹¹ Das Begriffspaar „Öffentlichkeit – Privatheit“ ist im soziologischen Diskurs deutlich differenzierter ausgearbeitet, als hier vorgestellt. Diese differenzierte Begriffs- und Theoriebildung hier zu diskutieren erscheint aber nicht notwendig, weil nur die genannte Qualität von Relevanz ist. Vgl. weitergehend z.B. Bahrdt (1983).

von den Hagenern getan wird (kulturelle Wechselwirkungsinhalte und -formen der Hagerer) und (2.) darum, was in Hagen getan werden kann (Angebote, die in Hagen gemacht werden, um sich kulturell zu betätigen), um sich zu bilden oder zu erholen usw.

Demnach ist dann Wandern oder in ein Kino – oder auch mehr oder weniger regelmäßig in ein Schwimmbad – zu gehen in dieser Sichtweise zwar eine andere kulturelle Betätigungen als der (ebenfalls mehr oder weniger regelmäßige) Theaterbesuch. Der Unterschied ist aber ein nominaler und keiner des Entweder-Oder. Es ließe sich zwar begründen, dass beispielsweise ein Museumsbesuch in dem Sinne 'mehr Kultur' wäre, als ein Besuch beim Schützenfest, weil der Museumsbesuch von den genannten Motiven in der Summe potentiell mehr befriedigt, als die Teilnahme am Schützenfest (nämlich: die Aspekte von Bildung und Ästhetik), jedoch wird beides hier gleichwertig als Kultur verstanden.

Dass es nahe liegt, vergleichsweise triviale bzw. niederschwellige Tätigkeiten wie Schwimmen- oder Wandern-Gehen und einen Museumsbesuch unter einem gemeinsamen Begriff zu subsumieren, erscheint sinnvoll, weil diese einander in alltagsweltlicher Wahrnehmung nahestehen. Beispielsweise fallen in vielen Städten Kultur und Freizeit in den Zuständigkeitsbereich eines Amtes. Und selbst das regelmäßige Schauen bestimmter Fernsehsendungen kann in dieser an der Alltagspraxis orientierten Begriffsbildung zur Kultur gezählt werden, wie sich auch aus einem im Rahmen der Forschung geführten Interview ergibt:

„Ich glaube eben (-), das ist vielleicht auch Zeitgeist, um das mal so zu sagen. Dieses, wir gucken RTL2, um es mal so platt zu sagen, und gucken uns diese ganzen Shows da an über Messis und über kaputte Familien und was weiß ich alles und nehmen das als unsere Kultur.“¹¹²

Wenngleich hier in wertender und abgrenzender Hinsicht eine ablehnende Haltung gegenüber der 'RTL2-Kultur' zum Ausdruck kommt, so scheint es doch subjektiv und alltagspraktisch unproblematisch und folgerichtig zu sein, das Schauen von Fernsehsendungen dem Bereich des Kulturellen zuzurechnen.

Schließlich lässt sich die hier vorgeschlagene und von der gängigen Vorgehensweise abweichende Bildung des Begriffes „Kultur“ nicht nur über die alltagsweltliche Nutzung des Begriffes plausibilisieren. Verschiedentlich wird auf den Zusammenhang von Begriffen hingewiesen, wie sie einerseits alltagsweltlich verwendet und mit Bedeutung versehen und andererseits in der soziologischen

¹¹² Interview 13, S. 352. Das Zeichen „(-)“ in dem Interviewausschnitt verweist auf eine sehr kurze Pause, s. Kapitel 5.1.3. Die Seitenangabe bezieht sich auf die Nummerierung im Transkriptband. Der Gesprächsausschnitt wurde zwecks besserer Lesbarkeit vergleichsweise stark geglättet.

Fachwelt konstruiert werden.¹¹³ Kern solcher Überlegungen ist es, die soziologischen Begriffe, wenn möglich, auf die alltagsweltlichen Verwendungsweisen aufzubauen. Gerade im Hinblick auf den praktischen Anwendungsbezug, der der Arbeit zugrunde liegt, ist es zielführend, diesem Diktum zu folgen und „Kultur“ derart zu bestimmen, dass ein möglichst direkter Anschluss von wissenschaftlich-soziologischer und alltagsweltlicher Begriffsbedeutung ermöglicht wird. Im Unterschied zu den bisher diskutierten Begriffen „Raum“ und „Identifikation“, die im Alltag weit weniger präsent und gebräuchlich sind, besteht hier die Möglichkeit, dem, was als (Stadt-) Kultur verstanden werden soll, näher zu kommen, indem gefragt wird, was alltagsweltlich als Kultur einerseits und als Kultur einer Stadt (der eigenen Stadt) verstanden wird.

Die benannten Dimensionen von Kultur müssen nicht zwangsläufig alle gemeinsam, sondern können auch in verschiedenen Konfigurationen auftreten. Bestimmte Konfigurationen, die als Bündelungen verschiedener Motive zu verstehen sind, wurden zu vier verschiedenen Typen kultureller Aktivitäten und Haltungen zusammengefasst:

- Hochkultur (z.B. mittels Theater, Museum, Oper),
- Alternativkultur (z.B. mittels alternativer Kulturzentren),
- Eventkultur (z.B. mittels Musicals und Popmusikkonzerten) und
- Volkskultur (z.B. mittels Stadt- und Schützenfesten).

Diese Typen unterscheiden sich dadurch, dass jeweils verschiedene Dimensionen von Kultur in verschieden starker Ausprägung zum Tragen kommen. Beispielsweise lassen sich Hochkultur und Volkskultur durch die Dimension „Bildung“ und „Ästhetik“ voneinander unterscheiden. Während hochkulturelle Aktivitäten verstärkt dadurch motiviert sind, sich zu bilden und etwas, das als ästhetisch ansprechend empfunden wird, zu genießen, zielen volkskulturelle Aktivitäten eher auf niederschwelligere Motive wie „Erholung“ und „Vergemeinschaftung“ sowie darauf, aktiv zu sein, den privaten Bereich zu verlassen und in die Öffentlichkeit zu treten. Dass sich Hochkultur vor allem durch die Motive „Bildung“ und „Ästhetik“ auszeichnet, bedeutet nicht, dass die anderen Motive in Bezug auf Hochkultur zu vernachlässigen wären, sondern dass „Bildung“ und „Ästhetik“ beim Theaterbesuch mit hoher Wahrscheinlichkeit von herausragender, vergleichsweise höherer Bedeutung sind, während diese Motive beim Kinogang eher untergeordnet oder sogar völlig unwichtig sein können. Ebenso mag aber ein volkskulturell Orientierter in der festlichen Herrichtung der Stadt anlässlich

¹¹³ Vgl. Schütz (2004 [1971]) und Balog (2006), S. 21 ff.

z.B. eines Schützenfestes ästhetische Erbauung und in der im Schützenverein vermittelten Heimatkunde einen bildenden Aspekt suchen und finden.

Letztlich ist Kultur etwas, das in der Freizeit getan wird, derjenigen Zeit also, die nicht bzw. weniger durch äußere Zwänge bedingt ist, wie z.B. und vor allem die Arbeitszeit.¹¹⁴ Der Vergemeinschaftungsaspekt verweist zudem konkret auf (stadtbezogene) Feste, Feiern und Events, die als Manifestationen und Katalysatoren städtischer Vergemeinschaftung fungieren (sollen).

Die Außeralltäglichkeit ist schließlich, gemessen an der Häufigkeit und der Vielfalt der hierunter fallenden verschiedenen Einzelerscheinungen¹¹⁵, ein wesentliches, möglicherweise sogar dominantes Element städtischer Kultur.

Die begriffliche Gegenstandskonstitution zielt darauf, mögliche Ausdifferenzierungen der Forschungsfrage im Hinblick auf deren empirische Umsetzung zu benennen sowie darauf, auf formaler Ebene nachvollziehbar zu machen, inwiefern Kopplungen von Identifikation, Raum und Kultur möglich sind. Was zum Identitäts- bzw. zum Identifikationsbegriff gesagt wurde, gilt auch für die Begriffe „Raum“ und „Kultur“: Die benannten Elemente der Begriffe sind potentiell alle relevant für die weitere Untersuchung. Wie und welche Bestandteile der begrifflichen Vorarbeiten im Rahmen der empirischen Untersuchung genutzt wurden, ergibt sich aus der Auseinandersetzung und im Wechselspiel mit dem empirischen Material und wird im Kapitel 5. näher erläutert.

2.4 Folgerungen und Zusammenhänge

Die Zusammenhänge der Begriffe sind derart zu verstehen, als dass Räume als soziale Phänomene Objekte der Identifikation sein können, dass also Menschen sich auf Räume (im vorliegenden Fall: auf Städte) beziehen und diese zu einem Teil ihres Selbstkonzeptes machen. Die in der vorliegenden Untersuchung stärker gewichtete kulturelle Komponente steht insofern mit „Raum“ in Verbindung, als dass Räume als soziale Konstrukte bezeichnet wurden. Innerhalb dieser wech-

¹¹⁴ Ob es sich bei „Freizeit“ tatsächlich um derartige Zeit handelt, die absolut zwanglos und ausschließlich der freien Verfügung und Gestaltung unterliegt, lässt sich bezweifeln, da die entsprechenden Zwänge vielleicht nur weniger offensichtlich zu Tage treten, wie dies beispielsweise Theodor W. Adorno (1977), S. 645 ff. kritisch anmerkt. Dies ist deswegen in Kauf zu nehmen bzw. zu vernachlässigen, weil hier, wie auch in allen anderen Bereichen soziologischer Begriffsbildung, die Grenzen immer fließend sein müssen, da sie sich auf eine soziale Wirklichkeit beziehen, die nicht in Kategorien des 'Entweder-Oder', sondern des 'Mehr-Oder-Weniger' zu denken ist.

¹¹⁵ Hierunter fallen beispielsweise: Abwechslung, etwas Neues erleben, ein besonderes (Live-) Erlebnis haben, Überraschung, und weiteres mehr.

selbsteffektiven sozialen Raum-Konstruktionsprozesse lassen sich anhand von Motiven und Motivbündeln Differenzierungen begründen und eine dieser Bündelungen ist Kultur, sodass Kultur hier als Teil von Raum verstanden werden kann. Über diese Kopplung wird eine Möglichkeit eröffnet, innerhalb der für sich genommen noch recht unspezifischen Konstruktionsprozesse zu differenzieren. „Raum“ und „Kultur“ können demnach derart aneinander angeschlossen werden, als dass Räume unter anderem über diejenigen Wahrnehmungsgegenstände konstruiert und definiert werden, die dazu dienen, kulturelle Motive zu befriedigen. Hagen ist z.B. nicht nur eine administrative Einheit, eine Stadt, ein Wohnort oder ein erdräumlicher Ausschnitt, der bestimmte Erwerbsarbeitsmöglichkeiten bereitstellt, sondern ebenso ein konstruierter Wahrnehmungsgegenstand, der darüber definiert wird, ob man dort ein Theater besuchen oder Wandern gehen kann und der sich aufgrund dieser Möglichkeiten mal mehr, mal weniger zur Identifikation eignet.

Raum wird zudem auch in der ideengeschichtlich älteren Qualität im Sinne des Raum-als-Behälter-Konzeptes für die vorliegende Untersuchung genutzt. Die beiden Zugangsweisen von Raum-als-Behälter und Raum-als-Konstruktionsprozess schließen sich nicht gegenseitig aus. Insofern wird die Stadt Hagen im räumlichen Sinne auch als Behälter gedacht, innerhalb dessen sich Regelmäßigkeiten sozialen Wechselwirkens untersuchen lassen. Innerhalb des Raumes Hagen als administratorischer Einheit leben Menschen und diese Menschen betätigen sich kulturell, haben bestimmte kulturelle Haltungen, die sich auf die Ausgestaltung der Identifikation mit der Stadt auswirken. Zudem können sich Hagener mit ihrer Stadt identifizieren, weil sie bestimmte kulturelle Haltungen pflegen und weil sie hier bestimmte Möglichkeiten kultureller Betätigung vorfinden. Auch lässt sich annehmen, dass bestimmte Hagener sich in Art und Ausmaß der Identifikation mit der Stadt voneinander unterscheiden, abhängig davon, welche kulturellen Haltungen und Aktivitäten diese pflegen.

Aus der Begriffsarbeit folgend und Bezug nehmend auf einige zentrale Arbeiten zur Thematik räumlicher Identifikation lassen sich im Hinblick auf Erkenntnisinteresse und Fragestellung der vorliegenden Studie noch weiterführende Differenzierungen angeben. Es handelt sich hierbei um verschiedene (mögliche) Bedeutungsgehalte und Bezugs Ebenen des Begriffes der räumlichen Identifikation und deren Implikationen, die für die Erforschung räumlicher Identifikation von besonderer Relevanz sind und die in dieser Hinsicht als Minimalkonsens gelten können. Zentral hierbei ist vor allem die von Carl. F. Graumann vorgenommene Unterscheidung verschiedener Bedeutungsweisen von Identifikation im Zusam-

menhang mit der räumlichen Umwelt.¹¹⁶ Graumann unterscheidet diesbezüglich die

- Identification I: identifying the environment,
- Identification II: being identified by one's environment und
- Identification III: identifying with one's environment.

Zudem ist zu vergegenwärtigen, dass die Bezeichnung der räumlichen Identität sich auf soziale, personale/individuelle und auf kollektive Bezugsebenen richten kann. D.h., dass mit der räumlichen Identität Hagens durchaus verschiedene Aspekte angesprochen werden können. Zu den benannten drei Bedeutungsebenen räumlicher Identifikation kommt demnach noch diejenige der Identifikation einer räumlich bedingten Gruppe hinzu, z.B. die Gruppe „Hagener“.¹¹⁷

Zusammengenommen ergeben sich hieraus die folgenden Forschungsrichtungen. Mit der Formulierung „räumliche Identität“ kann demnach gemeint sein:

- die Identifikation von Menschen mit einer räumlichen Bezugseinheit,
- die Identifikation der Bewohner einer räumlichen Einheit durch Dritte,
- die gemeinsamen Merkmale der Bewohner eines Raumes, also die Identität einer räumlich bedingten Gruppe und
- die Identifikation des betreffenden Raumes selbst.

Hieraus lassen sich die folgenden Fragen ableiten:

- Inwiefern identifizieren sich Menschen mit ihrem Raum?
- Wie werden die Bewohner eines Raumes durch Außenstehende als Bewohner des betreffenden Raumes identifiziert? Welche (raum-) typischen Eigenschaften werden ihnen zugeschrieben?¹¹⁸
- Welche Merkmale werden als für die Gruppe der Bewohner eines Raumes typisch wahrgenommen?
- Wie wird der betreffende Raum selbst identifiziert? Welche Elemente werden als konstitutiv für den Raum wahrgenommen?

Im Anschluss an jede dieser Fragen lässt sich ergänzen: Welche Bedeutung kommt bei diesen Identifikationsprozessen den kulturellen Haltungen und Akti-

¹¹⁶ Vgl. Graumann (1983).

¹¹⁷ Diese vier möglichen Forschungsrichtungen benennt auch Fuhrer (2008), S 422 f.

¹¹⁸ Ob und inwiefern die entsprechenden Zuschreibungen 'wahr' oder 'richtig' sind oder ob es sich hierbei um mehr oder weniger begründete und begründbare Vorurteile handelt, ist deswegen nicht von Bedeutung, weil die Zuschreibungen ab dem Punkt (alltags-) wirklich und somit relevant sind, ab dem sie Handlungswirksamkeit erlangen.

vitäten der Hagener einerseits und dem kulturellen Angebot der Stadt andererseits zu?

Trotzdem die vorliegende Untersuchung auf die Frage der Identifikation mit dem Raum fokussiert, ist die angegebene Ausdifferenzierung der verschiedenen Bedeutungsebenen räumlicher Identifikation unbedingt notwendig. Dies deshalb, weil es sich hierbei um eine analytische Trennung handelt, die einzelnen Prozesse jedoch alltagspraktisch voneinander abhängen und infolge dessen bestenfalls integriert betrachtet werden müssen. Wenn also die räumliche Identität Hagens in dem Sinne untersucht werden soll, ob und inwiefern sich Hagener mit ihrer Stadt identifizieren, dann muss zugleich auch mit untersucht werden, wer die Stadt wie definiert und wie diese potentiell verschiedenen Konstruktionen miteinander wechselwirken. Die Identifikation der Gruppe der Hagener ist hiermit inbegriffen, da diese als Teil des Raumes aufgefasst werden können, wie der Raum auch Teil der Gruppe ist.

So hängen beispielsweise Art und Ausmaß der Identifikation mit dem Raum davon ab, in welcher Weise der Raum selbst erlebt und wahrgenommen und wie dies dann bewertet wird. So weist z.B. Graumann darauf hin, dass Menschen sich für gewöhnlich mit solcherlei Objekten identifizieren, denen sie Eigenschaften zurechnen, die sie für sich selbst als Person auch gerne reklamieren möchten.¹¹⁹ Wer sich selbst als besonders dynamisch und modern sieht, der wird sich auch eher und stärker mit einer Stadt identifizieren, der eben jene Eigenschaften zugeschrieben werden. Indem also der Raum selbst identifiziert wird, wird die Grundlage dafür geschaffen, ob und inwiefern man sich mit diesem Raum identifiziert. Dies bedeutet weiter, dass, wenn der Raum als Identifikationsobjekt fungieren soll, eben dieser Raum auch konsistent wahrgenommen werden muss. D.h., dass zum einen das Subjekt der Identifikation dazu in der Lage sein muss, den Raum selbst zu identifizieren, um sich mit diesem Raum zu identifizieren. Hiermit ist vor allem das raumbezügliche Wissen als Ressource seitens des Identifikationssubjektes angesprochen, das hierfür notwendig ist. Andererseits müssen Städte – als Räume und als Identifikationsobjekte – auch die Möglichkeit bereitstellen, konsistent wahrgenommen zu werden.

Ebenso hängen Eigenwahrnehmung und (über den Zwischenschritt der Präsentation) Spiegelung voneinander ab. D.h., dass Selbstsicht und Fremdsicht in Einklang miteinander stehen müssen oder sich beide zumindest nicht widersprechen dürfen, damit ein funktionierendes Konstrukt erzeugt werden kann. Ob und inwiefern sich ein Hagener mit seiner Stadt identifiziert, hängt also davon ab, wie Nicht-Hagener die Stadt – und damit den Hagener als Teil dieser Stadt – identifizieren.

¹¹⁹ Vgl. Graumann (1983), S. 312.

Von besonderer Bedeutung ist in diesem Zusammenhang weiter, die offizielle Stadtsicht und die individuelle, erlebte Sicht der Bewohner differenziert voneinander zu berücksichtigen. Auch diese verschiedenen Sichtweisen dürfen sich nicht widersprechen, um ein funktionierendes Identitätskonstrukt zu gewährleisten. Nur dann kann die Identifikation mit der Stadt auch als Ressource – für Bewohner und Stadt gleichermaßen – fungieren. Wenn also die kommunikative Präsentation der Stadt (also die 'offizielle' Identifikation des Raumes) von der im Erleben der Bewohner Wahrgenommenen zu stark abweicht, dann ist davon auszugehen, dass das Identifikationspotential, das die Stadt bereitstellt, sich verringert und ggf. sogar die Identifikation mit der Stadt behindert wird.¹²⁰ Hierbei handelt es sich um eine für die vorliegende Studie grundlegende Unterscheidung, die auch schon an anderer Stelle in ihrer fundamentalen Bedeutung registriert wurde.¹²¹

Die Art und Weise der Identifikation mit dem Raum wird auch in Zusammenhang damit stehen, welche Merkmale als typisch für die Gruppe der Bewohner eines Raumes wahrgenommen werden und wie dieses Wahrgenommene in Bezug auf die eigene Person bewertet wird. In diesem Sinne ist auch davon auszugehen, dass beispielsweise in der Bereitschaft, sich als Bewohner eines bestimmten Raumausschnittes zu bezeichnen ein deutliches Indiz der Identifikation mit dem Raum liegt.¹²²

Letztlich wird also die Identifikation mit dem Raum ins Zentrum gerückt, jedoch werden zugleich die verbleibenden Fragen aufgrund der starken wechselseitigen Bezüge der Teilfragen bzw. der verschiedenen möglichen Kopplungen immer auch mit beachtet werden müssen, um eine hinreichend detaillierte Analyse zu ermöglichen.

¹²⁰ Vgl. Zenker; Petersen (2014).

¹²¹ Hierauf weist z.B. Weigl (2010), S. 270, hin, der darüber hinaus feststellt, dass auch „Wort und Tat“ seitens der Stadt miteinander übereinstimmen müssen.

¹²² Vgl. Mai (1989), S. 12 und Treinen (1965), S. 291.

Räumliche Identität und Kultur
Ausformungen und Nutzungspotentiale am Beispiel der
Stadt Hagen

Böing, J.

2017, XI, 260 S. 13 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-14558-3